

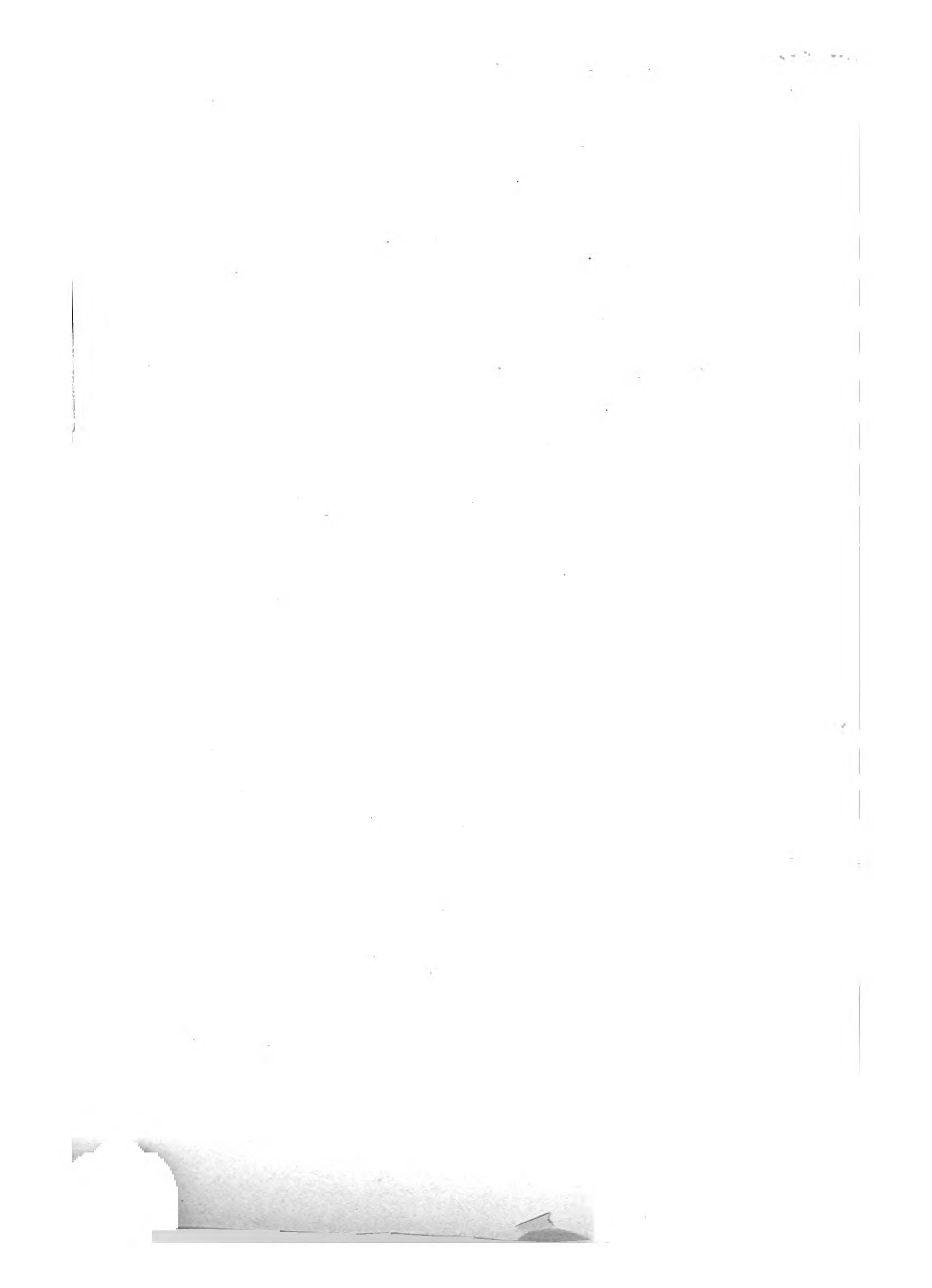
Goethe Kalender

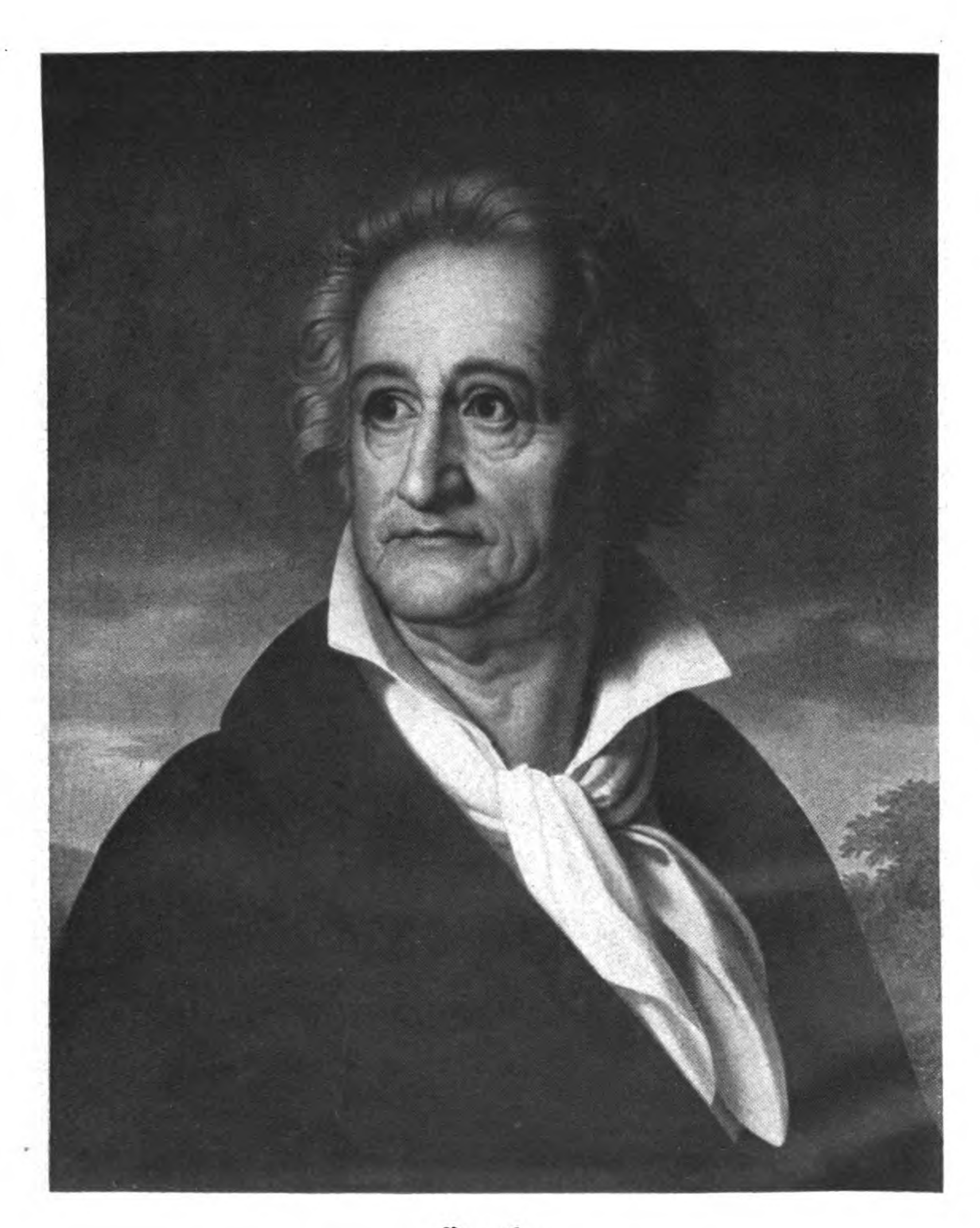
auf das Jahr

1 * 9 * 2 * 2



PRINTED IN GERMANY





Goethe.

Ölgemälde von Heinrich Kolbe (1822—1826).
Original auf der Universitätsbibliothek in Jena.

Goethe-Kalender

begründet von Otto Julius Bierbaum

fortgesetzt von Carl Schüddekopf

Auf das Jahr 1922

herausgegeben von

Dr. Karl Heinemann

Mit 8 Tafeln



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H.
1921

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Vorwort.

Eine Auswahl von Urteilen der Zeitgenossen über Goethes Charakter, die der diesjährige Goethekalender in seinem ersten Teile bringt, knüpft an das Thema des letzten Jahrganges an. Sie beruht auf einer Sammlung, die ich mir seit Jahrzehnten bei Gelegenheit der Lektüre angelegt habe. Bei den Raumverhältnissen des Kalenders und bei der berechtigten Forderung, ihn abwechslungsreicher zu gestalten, konnte nur ein kleiner Teil aufgenommen werden. Sollten freundliche Leser das Verlangen haben, sich eingehender mit dem Thema zu beschäftigen, so seien sie verwiesen auf zwei in letzter Zeit im Erscheinen begriffene, vortreffliche den Gegenstand fast erschöpfende Werke, denen auch ich manchen Hinweis auf versteckte Quellen verdanke: Heinz Amelung, Goethes Persönlichkeit. Ergänzungsband der Propyläenausgabe von Goethes Werken, Bd. I, 1749—1797 (München 1914, Georg Müller) und Wilhelm Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen 1749—1803 (Berlin 1918, Mittler u. Sohn).

Durch die Einteilung seines „zweiten römischen Aufenthaltes" in monatliche Berichte wurde Goethe gezwungen, die liebliche Novelle von „der schönen Mailänderin" auseinander zu reißen. Es wird den Freunden des Kalenders nicht unerfreulich sein, sie im Zusammenhange zu lesen und sich im Anschluß hieran erinnern zu lassen an die merkwürdige Entdeckung von Maddalena Riggis Namen, Lebensgeschichte und Bild. Das letztere soll eine Zierde des Kalenders sein, und ihm trete zur Seite das Bild Goethes von derselben Künstlerin, Angelika Kauffmann aus derselben Zeit. Glücklicherweise ist es uns auch möglich, ein Bild des Ortes, in dem das Liebesidyll sich abspielte, hinzuzufügen, eine Zeichnung von Goethe selbst vom Albanersee und Castel Gandolfo, zu der H. v. Grävenitz im 19. Bande der Schriften der Goethegesellschaft (1904, S. 11) bemerkt: „Rechts oben erhebt sich der Montecavo, links etwas tiefer der vorspringende Felsen vom Rocca di Papa, dann ver-

läuft das Gebirge nach links hin; davor der runde Seespiegel, der in seinen sichtbaren Abmessungen durchaus den Verhältnissen entspricht."

Die Bilder von Karl August und von Zelter verdanke ich, wie schon so viele, der Güte des Herrn Prof. Dr. A. Kippenberg in Leipzig.

Der Abdruck des im Jahre 1919 aufgefundenen Goethebildes, über dessen Echtheit noch sub judice lis est, soll den Lesern die Möglichkeit eines eigenen Urteils in dieser Streitfrage geben. Der glückliche Finder, Herr Max Singewald in Leipzig, hat es von einem Weimarer Antiquar erworben, der ihm die Versicherung gab, daß es aus Süddeutschland stamme und in der Familie des früheren Besitzers immer als ein Bild des jungen Goethe gegolten habe. Die Echtheit des Bildes glaubte Singewald durch zwei Gründe erweisen zu können. Einmal fand er, daß der Hintergrund des Bildes (ein mit Folianten bestelltes Bücherregal) derselbe sei, wie auf dem von dem Frankfurter Maler von Scheppen 1763 geschaffenen Bilde des Großvaters Goethes, des Stadtschultheißen Textor, und zweitens entdeckte er auf einer Querleiste des Bücherregals den Namen des Malers A. J. Kern, eines Schülers des aus Dichtung und Wahrheit wohlbekannten Frankfurter Malers Nothnagel. Eingehend behandelt die Frage Adolf Teutenberg in Weimar in der Zeitschrift „Die Schatzkammer", 1. Reihe, Nr. 2—4 (Verlag der Fundgrube, Weimar). Hier finden unsere Leser auch die Gutachten einer Reihe von Goetheforschern, die sich zum Teil zurückhaltend oder gar ablehnend verhalten, zum Teil sich aber auch warm für die Echtheit des Bildes einsetzen.

Zum Titelbild habe ich eins der Bilder Heinrich Kolbes bestimmt, dessen Tätigkeit als Porträtist Goethes gerade vor 100 Jahren begann. Dieses Bild sowohl, als auch die Abbildungen: Der Albanersee mit Castel Gondolfo und das Goetheporträt von Angelika Kauffmann werden mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar veröffentlicht.

Leipzig, im Sommer 1921.

Prof. Dr. Karl Heinemann.

Vor hundert Jahren.

Goethe im Jahre 1822.

Wer Goethes Briefe, Tagebücher und Annalen dieses Jahres liest, muß glauben, daß er nicht einen Dichter vor sich habe, sondern einen Gelehrten, der sich dem Studium der Naturwissenschaften und zugleich dem der Kunstgeschichte ergeben hat. Selten findet sich eine Bemerkung, die den Dichter verrät; aber mit wachsender Bewunderung erfahren wir fast auf jeder Seite der Briefe, welche große Gebiete der Naturwissenschaft Goethe beherrscht und zu fördern sucht. Bald ist es die Wissenschaft von den Farben, bald die Meteorologie oder Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anthropologie und Physik, die seinen unermüdlichen Geist beschäftigt; dann wieder nimmt das Studium zweier großer Werke über altdeutsche Baukunst, Mollers „Denkmale deutscher Baukunst" und des Domwerkes Boisserées „Ansichten, Risse und einzelne Teile des Doms zu Köln" seine Zeit in Anspruch. Von Goethes großer Tätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften legen Zeugnis ab die beiden Hefte, das letzte des ersten Bandes und das erste des zweiten Bandes der Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt usw. (1822 und 1823)." Der englische Gelehrte Luke Howard hatte die gesamten Wolkenerscheinungen auf einzelne typische Grundformen zurückgeführt. Ihm zum Danke hatte Goethe im Jahre 1820 das Gedicht „Howards Ehrengedächtnis" geschrieben und es ihm durch einen Freund, Hüttner in London, zugehen lassen. Auf dessen Bemerkung, daß niemand in der Dichtung die Beziehung auf Howard herausfinden könne, dichtete er drei Eingangsstrophen und schrieb eine Erläuterung dazu. Den Abschluß machte das Gedicht: „Und wenn wir unterschieden haben usw.", das jetzt in den Ausgaben die Überschrift „Wohl zu merken" hat. Als Howard auf Goethes Hüttner gegenüber geäußerten Wunsch, etwas Näheres über das Leben des „Meisters" zu erfahren, ihm einen biographischen Abriß von sich übersandte, verkündete das Goethe der Außenwelt mit den Worten: „Gleich bei Empfang dieses liebenswürdigen Dokumentes ward ich unwiderstehlich angezogen und verschaffte mir durch Übersetzung den schönsten Genuß, wie es denn das nächste wissenschaftliche Heft zu zieren bestimmt ist."

Aus der großen Zahl anderer Gelehrter, die in diesem Jahre für Goethes naturwissenschaftliche Studien von Bedeutung waren, heben wir hervor Leopold von Henning, der zur großen Freude Goethes den hohen Wert der Farbenlehre anerkannte, Vorlesungen über sie an der Berliner Universität hielt und dazu eine kleine Schrift als Einleitung herausgab. Goethe begrüßte das mit den Worten: „Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle, dieses wichtige Kapitel durchzuführen und durchzufechten."

Nicht nur für den Forscher, auch für den Dichter war von Bedeutung das Werk des Leipziger Gelehrten Heinroth, „Lehrbuch der Anthropologie (1822)“. Er kam darin auf Goethe zu sprechen und gab dem Dichter so bedeutenden Aufschluß über sich selbst, daß dieser sich veranlaßt sah, im Anschluß an dieses Buch einen Aufsatz zu veröffentlichen: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“, der mit den Worten beginnt: „Herr Dr. Heinroth bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigentümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere ..., daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei.“ Gemeinsame naturwissenschaftliche Interessen waren es auch, die die Freundschaft Goethes mit dem Grafen Kaspar von Sternberg begründeten. Im Juli 1822 trafen sie sich in Marienbad und wohnten 14 Tage in demselben Hause. Schon damals äußerte der Dichter: „Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich dem Grafen von Reinhardt in Karlsbad begegnete, kein solches Glück wieder geworden.“ Ihm sandte er auch zur Erinnerung an die Marienbader Tage das dort am 28. Juli 1822 entstandene Gedicht: „Das Sträußchen“, altböhmisch: „Wehet ein Lüftchen usw.“ mit den Worten: „Ich lege das schon bekannte Sträußchen bei, welches ich mit poetisch-kritischer Kühnheit in seiner sechszeiligen Strophengestalt wiederherzustellen gewagt habe.“ Es erschien im 1. Heft des 4. Bandes von Kunst und Altertum (1823) zugleich mit den ebenfalls 1822 gedichteten neugriechischen epirotischen Heldenliedern. Die Originale nebst französischer Übersetzung hatte Goethe 1822 von dem Redakteur Buchon in Paris erhalten mit einem Briefe, in dem er neben Thomas Moore als allein berufen bezeichnet wurde, diese Gedichte zu übersetzen. In diesen Liedern handelt es sich um die Kämpfe der freien Griechen in Thessalien gegen Ali von Tebelen, der 1783 Pascha von Trikala geworden war. Auch eine Übersetzung aus dem Italienischen weist das Jahr auf, es ist die von Manzonis Ode: Der fünfte Mai auf den Tod Napoleons.

Im April dieses Jahres finden wir in einem Briefe an Cotta die erste Erwähnung der Vorarbeiten für die Ausgabe letzter Hand. Es wurde durch Goethes Sekretär Kräuter alles zusammengestellt und geordnet, was jemals Gedrucktes und Ungedrucktes von Werken, Schriften, Tagebüchern, abgesandten und eingegangenen Briefen vorhanden war. Die Ausbeute des Jahres 1822 an Dichtungen war nicht groß. Gedruckt und ausgegeben wurde Die Kampagne in Frankreich, von Goethe bezeichnet als „der treue Abriß meiner wunderlichen Militärlaufbahn“. Gedichtet in diesem Jahre sind ein großer Teil der dritten Abteilung der Zahmen Xenien, ferner das schon erwähnte Sträußchen, Des Paria Gebet, und wohl auch das Gedicht Der zierlichen Undine: „Gib Acht, es wird dir allerlei begegnen usw.“

Abgesehen von einem „Augenübel“ im März des Jahres und einer großen Reizbarkeit, die sich in plötzlichen Tränenergüssen zeigte, war der Gesundheitszustand des Greises befriedigend. Dazu trug wohl auch die Kur in Marienbad vom 19. Juni bis 24. Juli bei, der ein Aufenthalt in Jena vom 26. Mai ab voranging. Der Dichter wohnte im Hause der Frau von Levetzow. Die Fäden, die sich im Vorjahre um ihn und Ulrike zu spinnen begonnen hatten, zogen sich fester und fester. Zeuge dessen ist das am 24. Juli geschriebene

Gedicht Äolsharfen, „eine Duettkantate, vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weitere und weitere Entfernung, die dann der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet“.

> Ja, du bist wohl an Iris zu vergleichen!
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
> So schmiegsam herrlich bunt in Harmonie
> Und immer neu und immer gleich wie sie.

Er selbst schildert den Badeaufenthalt dem Freunde Zelter mit folgenden Worten: Herrlich Quartier, freundliche Wirte, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefunden....

Vom 25. Juli bis 26. August weilte Goethe in Eger. Von hier aus unternahm er Ausflüge nach Hartenberg zum Grafen Auersperg und nach Redwitz bei Wunsiedel zu dem Schwager seines Egerer Freundes Grüner, dem Besitzer einer großen chemischen Fabrik, Wolfgang Kaspar Fikentscher. Die Fabrik besuchte er hauptsächlich, um für seine Farbenlehre chemische Versuche vorzunehmen. In dieser großen „bedeutenden und lieben“ Familie fühlte er sich während des fünftägigen (13.—18. August) Aufenthalts sehr wohl und hat dem auch dankbaren Ausdruck gegeben. Am 29. August war er wieder in Weimar.



Januar

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 S.	**Neujahr**	**Neujahr**	
2 M.	Abel, Seth	Makarius	
3 D.	Enoch	Genovefa	
4 M.	Methusalem	Titus	
5 D.	Simeon	Telesphorus	
6 F.	Heil. 3 Kön. ☽	**Heil. 3 Könige**	
7 S.	Julian	Lucian	
8 S.	**1. S. n. Epiph.**	**1. S. n. Epiph.**	
9 M.	Beatus	Julian	
10 D.	Paulus Eins.	Agathon	
11 M.	Hygin	Hygin	
12 D.	Reinhold	Arkadius	
13 F.	Hilarius ○	Gottfried	
14 S.	Felix	Felix	
15 S.	**2. S. n. Epiph.**	**2. S. n. Epiph.**	
16 M.	Marzellus	Marzellus	
17 D.	Antonius	Antonius	
18 M.	Priska	Petri Stuhlf.	
19 D.	Sara	Kanut	
20 F.	Fab., Sebast. ☾	Fabian, Sebast.	
21 S.	Agnes	Agnes	
22 S.	**3. S. n. Epiph.**	**3. S. n. Epiph.**	
23 M.	Emerentiana	Emerentiana	
24 D.	Timotheus	Timotheus	
25 M.	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	
26 D.	Polykarp	Polykarp	
27 F.	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	
28 S.	Karl ●	Karl d. Große	
29 S.	**4. S. n. Epiph.**	**4. S. n. Epiph.**	
30 M.	Adelgunde	Martina	
31 D.	Valerius	Petrus Nolasc.	

Am 3. Januar Sonne in Erdnähe.

Über das Prinzip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgefühl obenan, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am geratensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche sowie das Schöne zu entwickeln.

An Thomas Carlyle, Weimar, den 14. März 1828.

... Diese Wirkung hat die bildende Kunst überhaupt, daß sie uns unmittelbar in die Zustände, die Gesinnungen, Empfindungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten der Weltepoche versetzt, worin das Produkt entstanden. Höhe und Tiefe, Freimut und Beschränktheit, Edelsinn und Kleinheit, Ehrfurcht und Frechheit und was nicht alles sprechen sich augenblicklich, laut und deutlich zu uns aus und machen uns unwiderstehlich zu ihren Zeitgenossen....

An den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Weimar, den 14. Aug. 1827.

Bemerkungen.

Februar

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 M.	Brigitte	Ignatius	
2 D.	Mariä Reinig.	Mariä Lichtm.	
3 F.	Blasius	Blasius	
4 S.	Veronika	Andreas Cors.	
5 S.	**5. S. n. Ep.** ☽	**5. S. n. Epiph.**	
6 M.	Dorothea	Dorothea	
7 D.	Richard	Romuald	
8 M.	Salomon	Joh. v. Matha	
9 D.	Apollonia	Apollonia	
10 F.	Scholastika	Scholastika	
11 S.	Euphrosyne	Desiderius	
12 S.	**Septuages.** ○	**Septuagesima**	
13 M.	Benignus	Benignus	
14 D.	Valentinus	Valentinus	
15 M.	Formosus	Faustinus	
16 D.	Juliana	Juliana	
17 F.	Konstantia	Donatus	
18 S.	Konkordia ☾	Simeon	
19 S.	**Sexagesima**	**Sexagesima**	
20 M.	Eucherius	Eleutherius	
21 D.	Eleonora	Eleonora	
22 M.	Petri Stuhlf.	Petri Stuhlf.	
23 D.	Reinhard	Serenus	
24 F.	Matthias	Matthias	
25 S.	Viktorinus	Walburga	
26 S.	**Estomihi** ●	**Quinquagesi.**	
27 M.	Leander	Leander	
28 D.	Fastnacht	**Fastnacht**	

... Daß wir uns bilden, ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreiung aus mönchischer Barbarei zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken! Lernen wir nicht auf dieser hohen Stelle alles in seinem wahren, ethisch-ästhetischen Werte schätzen, das Älteste wie das Neueste!

In solchen Hoffnungen einsichtiger Teilnahme habe ich mich bei Ausarbeitung der Helena ganz gehen lassen, ohne an irgend ein Publikum noch an einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß, wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich auch nach und nach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben, er wird sich vielmehr an dem wiederbelebten Altertum, das er schon kennt, ergötzen; von der anderen Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen, was gemütlich hier und da verdeckt liegt. ... An Ludwig Iken, Weimar, den 27. Sept. 1827.

Bemerkungen.

März

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 M.	Aschermittwoch	**Aschermittw.**	
2 D.	Luise	Simplizius	
3 F.	Kunigunde	Kunigunde	
4 S.	Adrianus	Kasimir	
5 S.	**1. Invocavit**	**1. Invocavit**	
6 M.	Fridolin ☽	Viktor	
7 D.	Felizitas	Thomas v. Aq.	
8 M.	Philemon	**Quatember**	
9 D.	Prudentius	Franziska	
10 F.	Henriette	40 Märtyrer	
11 S.	Rosina	Eulogius	
12 S.	**2. Reminisc.**	**2. Reminisc.**	
13 M.	Ernst ○	Euphrasia	
14 D.	Zacharias	Mathilde	
15 M.	Isabella	Longinus	
16 D.	Cyriakus	Heribert	
17 F.	Gertrud	Gertrud	
18 S.	Alexander	Cyrillus	
19 S.	**3. Oculi**	**3. Oculi**	
20 M.	Hubert ☾	Joachim	
21 D.	Benedikt	Benedikt	
22 M.	Kasimir	Oktavian	
23 D.	Eberhard	Otto	
24 F.	Gabriel	Gabriel	
25 S.	Mariä Verk.	**Mariä Verk.**	
26 S.	**4. Lätare**	**4. Lätare**	
27 M.	Rupert	Rupert	
28 D.	Gideon ●	Guntram	
29 M.	Eustasius	Eustasius	
30 D.	Guido	Quirinus	
31 F.	Amos	Balbina	

Am 21. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.
Am 28. März sichtbare Sonnenfinsternis.

Wenn man doch nur die Frömmigkeit, die im Leben so notwendig und liebenswürdig ist, von der Kunst sondern wollte, wo sie, eben wegen ihrer Einfalt und Würde, die Energie niederhält und nur dem höchsten Geiste Freiheit läßt, sich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar sie zu überwinden. An C. F. Zelter, Weimar, den 19. Juli 1829.

Handle besonnen, ist die praktische Seite von: Erkenne dich selbst. Beides darf weder als Gesetz noch als Forderung betrachtet werden; es ist aufgestellt wie das Schwarze der Scheibe, das man immer auf dem Korn haben muß, wenn man es auch nicht immer trifft. Die Menschen würden verständiger und glücklicher sein, wenn sie zwischen dem unendlichen Ziel und dem bedingten Zweck den Unterschied zu finden wüßten und sich nach und ablauerten, wie weit ihre Mittel denn eigentlich reichen.
An J. F. Rochlitz, Weimar, den 23. November 1829.

Bemerkungen.

April

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 S.	Theodora	Hugo	
2 S.	**5. Judica**	**5. Judica**	
3 M.	Christian	Richard	
4 D.	Ambrosius	Isidorus	
5 M.	Maximus ☽	Vinzentius	
6 D.	Irenäus	Cölestinus	
7 F.	Cölestin	Schmerz. Mar.	
8 S.	Liborius	Albert	
9 S.	**6. Palmarum**	**6. Palmarum**	
10 M.	Daniel	Ezechiel	
11 D.	Hermann ○	Leo d. Gr.	
12 M.	Julius	Julius	
13 D.	Gründonnerst.	**Gründonn.**	
14 F.	**Karfreitag**	**Karfreitag**	
15 S.	Obadias	Anastasia	
16 S.	**Ostersonntag**	**Ostersonntag**	
17 M.	**Ostermontag**	**Ostermontag**	
18 D.	Florentin	Eleutherius	
19 M.	Werner ☾	Werner	
20 D.	Sulpitius	Viktor	
21 F.	Adolar	Anselm	
22 S.	Lothar	Soter u. Cajus	
23 S.	**1. Quasimod.**	**1. Quasimod.**	
24 M.	Albert	Adalbert	
25 D.	Markus Ev.	Markus Ev.	
26 M.	Reimarus	Kletus	
27 D.	Anastasius ●	Anastasius	
28 F.	Therese	Vitalis	
29 S.	Sibylla	Petrus Märt.	
30 S.	**2. Mis. Dom.**	**2. Mis. Dom.**	

Wenn man mit sich selbst einig ist, ist man es auch mit anderen. Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert; nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des anderen nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie kontrovertieren.

An C. F. Zelter, Sylvesterabend 1829.

Es ist ein grenzenloses Verdienst unseres alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen, um mich, daß er, in seiner Kritik der Urteilskraft, Kunst und Natur kräftig nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen gegläubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig, denn Bezüge gibt's überall, und Bezüge sind das Leben.

An C. F. Zelter, Weimar, den 29. Januar 1830.

Bemerkungen.

Mai

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 M.	Philipp,Jakob.	Philipp,Jakob.	
2 D.	Sigismund	Athanasius	
3 M.	Kreuz. Erfind.	**Kreuz. Erfind.**	
4 D.	Florian ☽	Monika	
5 F.	Gotthard	Pius V.	
6 S.	Dietrich	Joh. v. d. Pf.	
7 S.	**3. Jubilate**	**3. Jubilate**	
8 M.	Stanislaus	Michael. Ersch.	
9 D.	Hiob	Gregor Naz.	
10 M.	Gordian	Antoninus	
11 D.	Mamertus ○	Mamertus	
12 F.	Pankratius	Pankratius	
13 S.	Servatius	Servatius	
14 S.	**4. Cantate**	**4. Cantate**	
15 M.	Sophia	Sophia	
16 D.	Peregrinus	Joh. v. Nep.	
17 M.	Jobst	Ubaldus	
18 D.	Erich ☾	Venantius	
19 F.	Potentiana	Petr. Cölestin	
20 S.	Franziska	Bernhardin	
21 S.	**5. Rogate**	**5. Rogate**	
22 M.	Helena	Julia	
23 D.	Desiderius	Desiderius	
24 M.	Esther	Johanna	
25 D.	**Himmelfahrt**	**Himmelfahrt**	
26 F.	Eduard ●	Philipp Neri	
27 S.	Ludolf	Beda	
28 S.	**6. Exaudi**	**6. Exaudi**	
29 M.	Maximin	Maximus	
30 D.	Wigand	Ferdinand	
31 M.	Petronilla	Petronilla	

Man sagt vom Alter, es sei geschwätzig, aber ich dächte doch, es dürfte gesprächig sein; man hat viel zu sagen und sagt es auch wohl kühnlich, was man früher weislich dahin gehen ließ.

An Heinrich Gustav Hotho, Weimar, den 19. April 1830.

Guter Wille ist die beste Augensalbe, Mißwollen ist eine falsche Brille, welche die Gegenstände entstellt und die Sehkraft verdirbt.

An Heinrich Gustav Hotho, Weimar, den 19. April 1830.

In irdischen Dingen ist alles erfolgreich, aber durch Sprünge. Glaubt man, irgend ein Eindruck sei verloren, so tritt die Wirkung da oder dort hervor. Vielleicht vernehmen wir es nicht, oder es gibt uns wohl auch keine Zufriedenheit, weil es nicht in unserem Sinne, nicht nach unseren Absichten sich äußert.

Verzeihen Sie diese Allgemeinheiten! Es sind die Früchte des Alters, an denen wir uns wieder herstellen müssen; sie passen aber auch diesmal gerade zu dem Fache, in welchem wir beide arbeiteten, und so darf ich wohl, was ich mir selbst gelegentlich zunutze mache, auch einem werten Freunde mitteilen und empfehlen. Ein Blick in die frühere Zeit kann uns beiden wohltun; Sie aber genießen mit Behaglichkeit der schönen Stellung, die Ihnen jetzt zu der bildenden Kunst gegönnt ist. Von einer Fülle sind Sie umgeben, an deren letztem gedämpften Abglanz wir unsere einsiedlerischen Tage zu erquicken und zu fristen haben. Möge das Beste Ihre Stunden begleiten!

An den Grafen Carl Friedrich Moritz Paul v. Brühl, 15. Okt. 1831.

Bemerkungen.

Juni

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 D.	Nikomedes	Juventius	
2 F.	Marquard ☽	Erasmus	
3 S.	Erasmus	Klothilde	
4 S.	**Pfingstsonnt.**	**Pfingstsonnt.**	
5 M.	**Pfingstmont.**	**Pfingstmont.**	
6 D.	Benignus	Norbert	
7 M.	Lukretia	**Quatember**	
8 D.	Medardus	Medardus	
9 F.	Primus ☺	Felician	
10 S.	Friedrich Barb.	Margareta	
11 S.	**Trinitatis**	**Dreifaltigkeit**	
12 M.	Klaudina	Basilides	
13 D.	Tobias	Anton v. Pad.	
14 M.	Elisäus	Basilius	
15 D.	Vitus	**Fronleichnam**	
16 F.	Justina	Benno	
17 S.	Volkmar ☾	Adolf	
18 S.	**1. S. n. Trin.**	**2. S. n. Pf.**	
19 M.	Gervas. u. Prot.	Gervas. u. Prot.	
20 D.	Raphael	Silverius	
21 M.	Jakobina	Aloysius	
22 D.	Achatius	Paulinus	
23 F.	Basilius	Herz-Jesu-Fest	
24 S.	Joh. d. Täuf.	Joh. d. Täuf.	
25 S.	**2. S. n. Trin.** ●	**3. S. n. Pf.**	
26 M.	Jeremias	Johann u. Paul	
27 D.	Sieben Schläf.	Ladislaus	
28 M.	Irenäus	Leo II. Papst	
29 D.	Peter, Paul	**Peter, Paul**	
30 F.	Aquilla, Prisc.	Pauli Ged.	

Am 22. Juni Sommersanfang, längster Tag.

Ich will nicht leugnen, daß ich es für ein Kunststück halte, als entbehrlich anzusehen, was die Jahre uns nehmen, dagegen aber hoch und höher zu schätzen, was sie uns lassen, am höchsten aber, wenn sie so artig sind, uns mit neuer Gabe zu erfreuen, welche meistens von guten Menschen kaum bemerkt und selten dankbar aufgenommen wird. An Marianne v. Willemer, Weimar, den 13. Jan. 1832.

Von jedem Talent soll man ein unermüdetes Bestreben, eine Selbstverleugnung fordern, von der sich aber niemand einen Begriff macht, noch machen will. Jeder möchte die Kunst gern auf seine eigene Weise besitzen, sie aber will nur auf die ihrige geworben und erworben sein. Wie oft seh' ich Talente, die sich gebärden wie eine Wespe an der Fensterscheibe; sie möchten das Undurchdringliche mit dem Kopf durchbohren; das ginge, denken sie, weil es durchsichtig ist. An C. F. Zelter, Weimar, den 14. Jan. 1832.

Bemerkungen.

Juli

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 S.	Theobald ☽	Theobald	
2 S.	**3. S. n. Trin.**	**4. S. n. Pf.**	
3 M.	Kornelius	Hyazinth	
4 D.	Ulrich	Ulrich	
5 M.	Anselmus	Numerianus	
6 D.	Jesaias	Jesaias	
7 F.	Willibald	Willibald	
8 S.	Kilian	Kilian	
9 S.	**4. S. n. Trin.** ◯	**5. S. n. Pf.**	
10 M.	Sieben Brüder	Sieben Brüder	
11 D.	Pius	Pius	
12 M.	Heinrich	Joh. Gualbert	
13 D.	Margareta	Margareta	
14 F.	Bonaventura	Bonaventura	
15 S.	Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	
16 S.	**5. S. n. Trin.**	**6. S. n. Pf.**	
17 M.	Alexius ☾	Alexius	
18 D.	Karolina	Friedericus	
19 M.	Ruth	Vinzenz v. P.	
20 D.	Elias	Margareta	
21 F.	Daniel	Praxedes	
22 S.	Maria Magd.	Maria Magd.	
23 S.	**6. S. n. Trin.**	**7. S. n. Pf.**	
24 M.	Christine ●	Christine	
25 D.	Jakobus	Jakobus	
26 M.	Anna	Anna	
27 D.	Martha	Pantaleon	
28 F.	Pantaleon	Innozenz	
29 S.	Beatrix	Martha	
30 S.	**7. S. n. Trin.**	**8. S. n. Pf.**	
31 M.	Germanus ☽	Ignaz Loyola	

Am 2. Juli Sonne in Erdferne.

Es ist zwar schwer, aber doch nicht unmöglich, den Menschen auf den eigentlichen Punkt, wo er praktisch wirken kann und soll, zurückzuführen; ich kenne jetzt keine andere Pädagogik. Sie sind von einer trefflichen Masse tätiger Menschen umgeben, und es wird Ihnen leicht sein, jeden, auf den Sie Einfluß haben, an seinen Tag, an seine Hand anzuweisen, damit er leiste, was er vermag. Hierin liegt das wahre Verdienst um die Menschheit, das wir alle zu erwerben suchen sollen, ohne uns um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunde auf die unseligste Weise verdirbt.

An Carl Ernst Schubarth, Weimar, den 14. Februar 1832.

Hundertmal höre ich einen Künstler rühmen: Er sei nur sich selbst alles schuldig! Das hör' ich meist geduldig an, doch versetz' ich auch manchmal verdrießlich: Es ist auch darnach.

Was ist denn auch der Mensch an sich selbst und durch sich selbst? Wie er Augen und Ohren auftut, kann er Gegenstand, Beispiel, Überlieferung nicht vermeiden; daran bildet er sich, nach individuellen Lüsten und Bequemlichkeiten, so gut es eine Weile gehen will. Aber gerade auf der Höhe der Hauptpunkte langt das zersplitterte Wesen nicht aus, und das Unbehagen, die eigentliche Not des praktischen Menschen, tritt ein. Wohl dem, der bald begreift, was Kunst heißt!

An C. F. Zelter, Weimar, den 23. Febr. 1832.

Bemerkungen.

August

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 D.	Petri Kettenf.	Petri Kettenf.	
2 M.	Gustav	Portiunkula	
3 D.	August	Stephans Erf.	
4 F.	Dominikus	Dominikus	
5 S.	Oswald	Maria Schnee	
6 S.	**8. S. n. Trin.**	**9. S. n. Pf.**	
7 M.	Donatus	Kajetanus	
8 D.	Cyriakus	Cyriakus	
9 M.	Romanus	Romanus	
10 D.	Laurentius	Laurentius	
11 F.	Hermann	Tiburtius	
12 S.	Anselm	Klara	
13 S.	**9. S. n. Trin.**	**10. S. n. Pf.**	
14 M.	Eusebius	Eusebius	
15 D.	Mariä Hf.	**Mariä Hf.**	
16 M.	Isaak	Rochus	
17 D.	Bertram	Liberatus	
18 F.	Jovianus	Helena	
19 S.	Sebald	Sebald	
20 S.	**10. S. n. Trin.**	**11. S. n. Pf.**	
21 M.	Hartwig	Anastasius	
22 D.	Philibert	Timotheus	
23 M.	Zachäus	Philipp Benit	
24 D.	Bartholomäus	Bartholomäus	
25 F.	Ludwig	Ludwig	
26 S.	Alphila	Zepherinus	
27 S.	**11. S. n. Trin.**	**12. S. n. Pf.**	
28 M.	Augustinus	Augustinus	
29 D.	Joh. Enth.	Joh. Enthaupt.	
30 M.	Benjamin	Rosa	
31 D.	Paulinus	Raimund	

Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.

Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfange, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

An C. W. v. Humboldt, Weimar, den 17. März 1832.

Bemerkungen.

September

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 F.	Ägidius	Ägidius	
2 S.	Rahel, Lea	Stephan	
3 S.	**12. S. n. Trin.**	**13. S. n. Pf.**	
4 M.	Moses	Rosalia	
5 D.	Nathanael	Laurentius	
6 M.	Magnus 🌕	Magnus	
7 D.	Regina	Regina	
8 F.	Mariä Geburt	**Mariä Geb.**	
9 S.	Bruno	Gorgonius	
10 S.	**13. S. n. Trin.**	**14. S. n. Pf.**	
11 M.	Gerhard	Protus	
12 D.	Ottilie	Guido	
13 M.	Christlieb	Maternus	
14 D.	Kreuzes Erh. ☾	Kreuzes Erhöh.	
15 F.	Nikomedes	Nikomedes	
16 S.	Euphemia	Kornelius, C.	
17 S.	**14. S. n. Trin.**	**15. S. n. Pf.**	
18 M.	Titus	Thomas v. V.	
19 D.	Januarius	Januarius	
20 M.	Friederike	**Quatember**	
21 D.	Matth. Ev. 🌑	Matthäus Ev.	
22 F.	Moritz	Moritz	
23 S.	Hoseas	Thekla	
24 S.	**15. S. n. Trin.**	**16. S. n. Pf.**	
25 M.	Kleophas	Kleophas	
26 D.	Cyprianus	Cyprianus	
27 M.	Kosmas, Da. ☽	Kosmas, Dam.	
28 D.	Wenzeslaus	Wenzeslaus	
29 F.	Michael	Michael	
30 S.	Hieronymus	Hieronymus	

Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.
Am 21. September unsichtbare Sonnenfinsternis.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind, und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen, wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich denn bald der einen bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Wert haben kann; aber es ist, so wie die beschreibende, die scheltende Poesie immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Ästhetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. An C. F. Zelter, 29. November 1825.

Bemerkungen.

Oktober

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 S.	**16. S. n. Trin.**	**17. S. n. Pf.**	
2 M.	Vollrad	Leodegar	
3 D.	Ewald	Kandidus	
4 M.	Franz	Franz v. Assisi	
5 D.	Plazidus	Plazidus	
6 F.	Fides ○	Bruno	
7 S.	Amalia	Markus P.	
8 S.	**17. S. n. Trin.**	**18. S. n. Pf.**	
9 M.	Dionysius	Dionysius	
10 D.	Gideon	Franz Borgia	
11 M.	Ulrich Zwingli	Burchard	
12 D.	Ehrenfried	Maximilian	
13 F.	Koloman ☾	Eduard	
14 S.	Wilhelmine	Kalixtus	
15 S.	**18. S. n. Trin.**	**19. S. n. Pf.**	
16 M.	Gallus	Gallus	
17 D.	Aretas	Hedwig	
18 M.	Lukas	Lukas	
19 D.	Ferdinand	Petrus v. Alc.	
20 F.	Wendelin ●	Wendelin	
21 S.	Ursula	Ursula	
22 S.	**19. S. n. Trin.**	**20. S. n. Pf.**	
23 M.	Severinus	Joh. v. Capistr.	
24 D.	Salome	Raphael	
25 M.	Adelheid	Krispin	
26 D.	Amandus	Evaristus	
27 F.	Sabina ☽	Sabina	
28 S.	Simon, Juda	Simon, Juda	
29 S.	**20. S. n. Trin.**	**21. S. n. Pf.**	
30 M.	Hartmann	Serapion	
31 D.	**Reformat.**	Wolfgang	

Daß Demoiselle Sontag nun auch klang- und tonspendend bei uns vorübergegangen, macht auf jeden Fall Epoche. Jedermann sagt freilich, dergleichen müsse man oft hören: und der größte Teil säße heut schon wieder im Königstädter Theater. Und ich auch. Denn eigentlich sollte man sie doch erst als Individuum fassen und begreifen, sie im Elemente der Zeit erkennen, sich ihr assimilieren, sich an sie gewöhnen, dann müßt' es ein lieblicher Genuß bleiben. So aus dem Stegreife hat mich das Talent mehr verwirrt als ergötzt. Das Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet.

An C. F. Zelter, Weimar, den 9. September 1826.

... in allem Irdischen, Ökonomischen, Finanziellen, Merkantilischen kann man vorsichtig mit jedermann Verbindungen eingehen, der Gewinn gibt sich klar, und der Verlust wird denn auch am Ende zu verwinden sein; aber in höheren Regionen ist eine falsch ergriffene Verbindung im Ästhetischen, Sittlichen, Religiosen voller Gefahr, und jedes Mißlingen von traurigen Folgen. Ich tadle nicht, wenn Sie lächeln, daß ich schon wieder ins Allgemeine gehe; als ethisch-ästhetischer Mathematiker muß ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird.

An Sulpiz Boisserée, Weimar, den 3. November 1826.

Bemerkungen.

November

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 M.	Aller Heiligen	**Aller Heilig.**	
2 D.	Aller Seelen	Aller Seelen	
3 F.	Gottlieb	Hubertus	
4 S.	Charlotte	Karl Borrom.	
5 S.	**21. S. n. Trin.**	**22. S. n. Pf.**	
6 M.	Leonhard	Leonhard	
7 D.	Willibrord	Engelbert	
8 M.	Gottfried	4 gekr. Märt.	
9 D.	Theodor	Theodor	
10 F.	Martin Luther	Andreas Avell.	
11 S.	Martin Bischof	Martin Bischof	
12 S.	**22. S. n. Tr.**	**23. S. n. Pf.**	
13 M.	Eugen	Stanislaus K.	
14 D.	Notker	Jukundus	
15 M.	Leopold	Leopold	
16 D.	Ottomar	Edmund	
17 F.	Hugo	Gregor Thaum.	
18 S.	Gottschalk	Otto, Eugen	
19 S.	**23. S. n. Tr.**	**24. S. n. Pf.**	
20 M.	Amos	Felix v. Valois	
21 D.	Kolumbanus	Mariä Opfer	
22 M.	**Buß- u. Bett.**	**Mariä Opfg.**	
23 D.	Klemens	Klemens	
24 F.	Lebrecht	Chrysogonus	
25 S.	Katharina	Katharina	
26 S.	**24. S. n. Tr.**	**25. S. n. Pf.**	
27 M.	Otto	Virgilius	
28 D.	Günter	Sosthenes	
29 M.	Noah	Saturnin	
30 D.	Andreas	Andreas	

Das alte Märchen der tausendmal tausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben, so klingt das leidige Ritornell unseres vaudevilleartig hinschludernden Lebensganges; es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem, ernstem Streben.

Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eines nach dem anderen, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höheren Wert verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.

An C. F. Zelter, Weimar, den 19. März 1827.

Bemerkungen.

Dezember

1922	Protestantischer Kalender	Katholischer Kalender	Bemerkungen
1 F.	Arnold	Eligius	
2 S.	Kandidus	Bibiana	
3 S.	**1. Advent**	**1. Advent**	
4 M.	Barbara 🌕	Barbara	
5 D.	Abigail	Sabbas	
6 M.	Nikolaus	Nikolaus	
7 D.	Agathon	Ambrosius	
8 F.	Mariä Empf.	**Mariä Empf.**	
9 S.	Joachim	Leokadia	
10 S.	**2. Advent**	**2. Advent**	
11 M.	Waldemar ☾	Damasus	
12 D.	Epimachus	Epimachus	
13 M.	Lucia	Lucia	
14 D.	Nikasius	Nikasius	
15 F.	Johanna	Eusebius	
16 S.	Ananias	Adelheid	
17 S.	**3. Advent**	**3. Advent**	
18 M.	Christoph 🌑	Mariä Erwart.	
19 D.	Manasse	Nemesius	
20 M.	Abraham	**Quatember**	
21 D.	Thomas	Thomas Ap.	
22 F.	Beata	Flavian	
23 S.	Dagobert	Viktoria	
24 S.	**4. Advent**	**4. Advent**	
25 M.	**Christfest**	**Christfest**	
26 D.	**2. Christtag** ☽	**Stephanus**	
27 M.	Johannes Ev.	Johannes	
28 D.	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	
29 F.	Jonathan	Thomas B.	
30 S.	David	David	
31 S.	**S. n. Weihn.**	**S. n. Weihn.**	

Am 22. Dezember Wintersanfang, kürzester Tag.

Der Geist des Wirklichen eigentlich ist das wahre Ideelle. Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast.

An Leopoldine Grustner v. Grusdorf, Weimar, den 30. März 1827.

Dies Herrliche hat die Wahrheit, wo sie auch erscheine, daß sie uns Blick und Brust öffnet und uns ermutigt, auch in dem Felde, wo wir zu wirken haben, auf gleiche Weise umherzuschauen und zu erneutem Glauben frischen Atem zu schöpfen.

An Berthold Georg Niebuhr, 4. April 1827.

Die Fortsetzung des durch den Schauspieler La Roche übersendeten Fragments liegt schon seit jener Zeit vor mir, und ich konnte mich sie abzusenden nicht entschließen; es war, ich weiß nicht wie, etwas Mürrisches hineingekommen, wie man es nie in die Ferne senden soll; denn gerade zu der Zeit, wo man dem Freunde nunmehr eine unangenehme Stunde macht, hat man sich schon völlig wieder hergestellt und ist durch eine glücklich entschlossene Tätigkeit schon längst aus dem düsteren Zustande herausgetreten, wo uns der Ärger über gehindertes Wirken einen Augenblick überraschen konnte.

An C. F. Zelter, Weimar, den 17. Juli 1827.

Bemerkungen.

Urteile von Zeitgenossen über Goethes Charakter.

Herder an Karoline Flachsland.

Bückeburg, Anfangs Mai 1772.

... Goethe ist ein guter Junge und wird euch mit seinen Wanderschaften wenigstens ein Bild vortragen, das Lust zu leben hat und närrisch Zeug zu machen, in Felsen zu hauen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen. Was würde ich für einige Stunden geben, bei euch zu sein!

Kestner an August v. Hennings.

Wetzlar 1772.

Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier, dies war seines Vaters Absicht, in praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar u. a. zu studieren und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würde.

... Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne, wenn er aber älter werde, hoffe er, die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode

ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben.

Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau; ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben.

Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder, um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein. Soviel ich aber gemerkt habe, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand.

Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber doch noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften.

Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte: ein sehr merkwürdiger Mensch...

Herder an Karoline Flachsland.

Pyrmont, Mitte Juli 1772.

... Goethe ist ein guter, edler Junge mit vielem Gefühl und Übergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröte bleiben wird. Seine Liebe und Freundschaft ist mir also so ein schönes Bild der Seele, daß ich's um keinen Schatten möchte geschwärzt haben.

Herder an Karoline Flachsland.

Bückeburg, Mitte Dezember 1772.

Goethe liebe ich wie meine Seele. Nur soll und darf ich's ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn tun können; sonst wüßte ich nicht, was ich nicht tun wollte.

Höpfner an Nicolai.

Gießen, 11. September 1773.

‚Götz von Berlichingen' haben Sie doch gelesen? Ich wünschte, daß Sie den Verfasser persönlich kennten. Ein Mensch, der bei seinem wahren Genius der beste, gutherzigste, liebenswürdigste Sterbliche ist. Auf seine und Mercks Freundschaft bin ich sehr stolz.

Schönborn an Gerstenberg.

Frankfurt, Oktober 1773.

... Wir wurden gleich bekannt und gleich Freunde. Goethe ist ein magerer junger Mann, ohngefähr von meiner Größe. Er sieht blaß aus, hat eine große, etwas gebogene Nase, ein längliches Gesicht und mittelmäßige, schwarze Augen und schwarzes Haar. Seine Miene ist ernsthaft und traurig,

wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt; er strömt von Einfällen, die sehr witzig sind. In der Tat besitzt er, soweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, so daß alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische.

Schlosser an Lavater.

Frankfurt, 17. Oktober 1773.

Ich freue mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist. Sein Herz ist so edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er Tausende glücklich machen, und wird er's nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen und unsere Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner! Ich sage Ihnen aber voraus: es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben.

Aus Georg Jacobis Tagebuch.

Düsseldorf, 23. Juli 1774.

Ich eilte nach Düsseldorf, wo mein Bruder und Herr Goethe mich erwarteten.

Herr Goethe hat mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt; aber auch hat er das Trauerspiel ‚Götz von Berlichingen' geschrieben!

Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer, voll hohen Genies, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eignen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätt' ich aufzuzeichnen gewünscht....

Friedrich Jacobi an Sophie v. La Roche.

Düsseldorf, 10. August 1774.

Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern

kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte, eigentümliche Festigkeit erhalten, denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle.

Friedrich Jacobi an Wieland.

Düsseldorf, 27. August 1774.

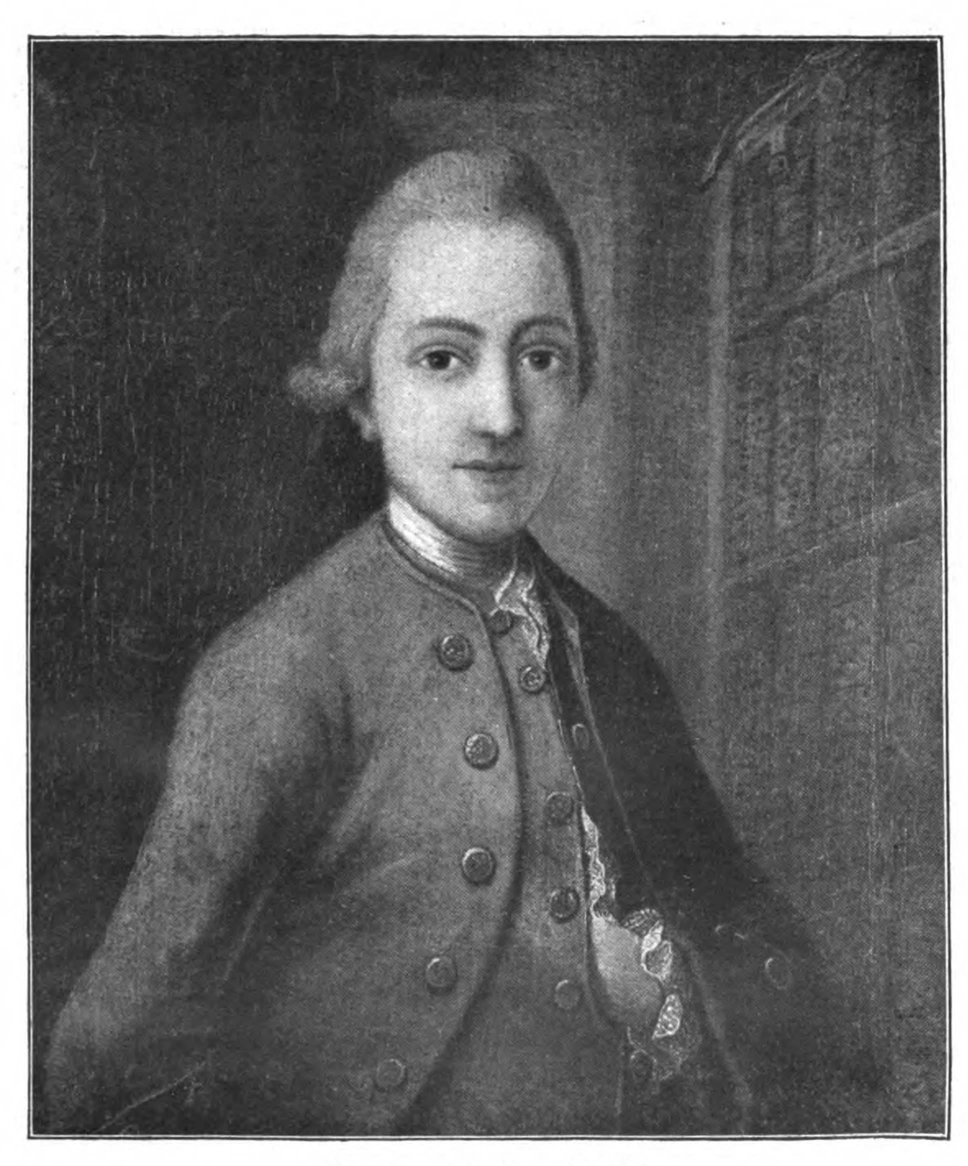
Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist nach Heinses Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle. Ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei. Aber nicht anders ist sie in ihm möglich als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. . . .

Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könnte. Mangel und Reichtum auf beiden Seiten umarmten sich einander: so ward Liebe unter uns. Sie kann ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der eine vom andern —, die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren.

Heinse an Gleim und Klamer Schmidt.

Düsseldorf, 13. September 1774.

Goethe war bei uns: ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke



Der junge Goethe (?).

Ölgemälde.

Original im Besitze von Herrn Max Singewald in Leipzig.

ist. Ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo . . . und mit ihm Lavater, und nicht weit davon Basedow.

Heinse an Gleim.

Düsseldorf, 13. Oktober 1774.

... Von Goethen soll und muß nunmehr schon ein Roman die Presse verlassen haben: Die Leiden des jungen Werthers, welcher nach dem, was ich davon gehört habe, ein Meisterstück ist. Ich kenne keinen Menschen in der ganzen Gelehrtengeschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre wie er. Da ist kein Widerstand: er reißt alles mit sich fort und sein Götter, Helden und Wieland, ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht und Zeile vor Zeile, durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er's vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört. . . .

Werthes an Friedrich Jacobi.

Straßburg und Bern, 13. und 18. Oktober 1774.

... Dieser Goethe, von dem und von dem allein ich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne und von ihrem Niedergang bis wieder zu ihrem Aufgang mit Ihnen sprechen und stammeln und singen und dithyrambisieren möchte, dessen Genius zwischen Klopstocken und mir stand, und über die Alpen und Schneegebirge gleichsam einen Sonnenschleier herwarf, er selbst immer mir gegenüber, und neben und über mir, dieser Goethe hat sich gleichsam über alle meine Ideale emporgeschwungen, die ich jemals von unmittelbarem Gefühl und Anschaun eines großen Genius gefaßt hatte. Noch nie hätt' ich das Gefühl der Jünger von Emmaus im Evangelio so gut exegesieren und mitempfinden können, von dem sie sagten: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“ Machen wir ihn

immer zu unserm Herrn Christus, und lassen Sie mich den letzten seiner Jünger sein! Er hat so viel und so vortrefflich mit mir gesprochen, Worte des ewigen Lebens, die, so lang' ich atme, meine Glaubensartikel sein sollen.

Boie an einen Unbekannten.

Frankfurt, 15. Oktober 1774.

Einen vortrefflichen, schönen Tag gehabt! Einen ganzen Tag allein, ungestört, mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! ...

Goethe ist ein Mann ungefähr von Vossens Figur, aber etwas feiner gebaut. Sehr blaß, Geist im Gesichte und besonders in dem hellen braunen Auge.... Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in allen ist der originale Ton, eigne Kraft und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten alles mit dem Stempel des Genies geprägt.

Den 17., um 2 Uhr waren wir wieder in Frankfurt, wo mich Goethe in unserem Wirtshause mit offenen Armen empfing. Wir blieben bis Mitternacht beieinander und mußten endlich die Tür abschließen, um nur allein zu sein. Er las mir etwas; wir ließen aber bald das Lesen sein, und die Unterredung fiel auf die wichtigsten Gegenstände des Denkens und Empfindens, wo wir uns sehr oft in unseren Gesinnungen begegneten. Goethes Herz ist so groß als sein Geist.

Kestner an v. Hennings.

Hannover, 7. November 1774.

Sie sind noch immer mein erster Freund, und ich Ihnen ganz der nämliche, der ich immer war. Zu Wetzlar habe ich nur einen gefunden, den ich Ihnen gleich nach setze; sein Name ist schon bekannt genug: er heißt Goethe. Sie können es daraus schließen, daß er mir mit den ‚Leiden des jungen Werthers' ohne Vorsatz jedoch und in seiner

Autor-Wärme oder Etourderie keinen angenehmen Dienst getan hat, indem mich vieles darin verdrießt, sowie meine Frau auch, und der Erfolg uns doppelt verdrießt. Aber dennoch bin ich geneigt, es ihm zu verzeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in acht nimmt....

Was soll ich bei der Geschichte anders tun, als sie übersehen? Zu redressieren ist sie nicht. Goethe hat's gewiß nicht übel gemeint; er schätzte meine Frau und mich dazu zu hoch; seine Briefe und seine andere Handlungen bewiesen es. Er betrug sich auch viel größer, als er sich im ‚Werther' zum Teil geschildert hat.

Knebel an Bertuch.

23. Dezember 1774.

Von Wieland werden Sie erfahren können, daß ich Goethes Bekanntschaft gemacht habe und daß ich etwas enthusiastisch von ihm denke. Ich kann mir nicht helfen, aber ich schwöre es: Ihr alle, Ihr Leute, die Ihr Kopf und Herz habt, Ihr würdet so von ihm denken, wenn Ihr ihn kennen solltet. Dies bleibt mir immer eine der außerordentlichsten Erscheinungen meines Lebens. Vielleicht hat mich die Neuheit zu sehr frappiert. ...

Was sagt unser Wieland zu Goethes Brief? Nur böse muß er niemals auf ihn werden.... Goethes Kopf ist sehr viel mit Wielands Schriften beschäftigt. Daher kommt es, daß sie sich reiben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes, der Mutwillen, gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Üppigkeit seines Genies. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann; und dazu wird er nun freilich die schlechtsten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besondrer, empfundner Hochachtung gesprochen. Aber der Bube ist

kampflustig, er hat den Geist eines Athleten! Wie er der allereigenste Mensch ist, der vielleicht nur gewesen sein mag, so fing er mir einmal des Abends in Mainz ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, sowie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeit lang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, das sind lauter vortreffliche Leute! Aber just deshalb; was kann ich ihnen schaden? Was nicht Stroh ist, bleibt doch, und die Woge des Beifalls, wenn sie sich auch eine Zeit lang abgewendet hat, fällt doch wieder zurück usw.“ ...

Ich mußte herzlich über seine Naivitäten dieser Art lachen, denn der Rektifiziergeist ist bei ihm übel angebracht. Genug, ich konnte mich in die Möglichkeit seines Falles setzen und lachte ihn damit aus. Den ältesten Jacobi liebt er über alles. Er tat mir sogar die Ehre, außerordentliche Ähnlichkeit mit ihm bei mir zu finden. Indessen hat er eine Schrift auf ihn gemacht, die er mir versichert, daß es das böste sei, was er in dieser Art gemacht habe. Sogar ein Frauenzimmer in Frankfurt, das mit Jacobi liiert ist, hat er hineingebracht. Sie hat ihn bei allem beschworen, ihr die Schrift lesen zu lassen und beteuert, daß sie nichts übel empfinden wolle. Er hat ihr aber geradezu versichert, daß es unmöglich sei, daß irgend ein Frauenzimmer in der Welt die Stellen nicht übel empfinden sollte. Nun wartet er, bis Jacobi nach Frankfurt kommt; dem muß er es vorlesen, und dann will er es zerreißen.

Die ernsthafte Seite seines Geistes ist sehr ehrwürdig. Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm, unter anderen zu einem Doktor Faust, wo ganz ausnehmend herrliche Szenen sind. Er zieht die Manuskripte aus allen Winkeln seines Zimmers hervor. An den Leiden des jungen Werthers hat er zwei Monate gearbeitet und er

hat mir versichert, daß er keine Zeile darin ausgestrichen habe. An ‚Götz von Berlichingen' sechs Wochen. Er macht wieder so eines und noch ein Dutzend andre....

Prinz Karl August von Meiningen an seine Schwester Wilhelmine.

Frankfurt, 4. Februar 1775.

Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotters, und hat seine ganz eigenen Fassons, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen. Über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.

Georg Melchior Kraus an Bertuch.

Frankfurt, 5. März 1775.

Goethe ist jetzt lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: Das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche. Wenn und wo alle Menschen in feierlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil....

Friedrich Jacobi an Wieland.

Düsseldorf, 22. April 1775.

Um das Widersinnige in der Vorstellung, daß ich der Freund zweier Ihrer Feinde sei, aufzulösen, brauchen Sie sich nur zu erinnern, wie es Ihnen selbst mit Goethe

ergangen. Anfangs sahen wir beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Kot wälzte. „Das garstige Tier!“ riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter als Sie. Bald darauf erfuhr ich, daß man um ein bißchen Spukens willen nicht gleich des Teufels sei, sondern oft nur deswegen umgehe, weil man noch nicht ordentlich begraben sei oder weil man einen Schatz versteckt habe. Also befand sich's mit Doktor Wehrwolf. Sie aber entsetzten sich sehr, als Sie mich zum ersten Male als Gespann mit ihm einhertraben sahen. Allein kurz darauf begab sich das Wunder, daß auch Wieland sich dem Untier ergab und an seinen Bruder Fritz und an viele andere Freunde und Bekannte schrieb, Doktor Wehrwolf sei das vortrefflichste aller menschlichen Wesen, Wieland fühle sich in allen Nerven von Liebe für ihn ergriffen. Keine bloß vorüberrauschende Aufwallung war dies. Wieland fuhr fort, es zu sagen und zu zeugen; sagt's und zeugt's bis auf den heutigen Tag.

Wäre Goethe Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien: in aller seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: o wer hätte dann mehr viel an den ruhmlosen, in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht!

Graf Christian Stolberg an seine Schwester Henriette Gräfin Bernstorff.

Frankfurt, 12. Mai 1775.

Goethe kam bald zu uns. Er war in wenigen Tagen mit Haugwitz intim geworden und ward es auch gleich mit uns. Er aß mit uns, und wir waren, als hätten wir uns Jahre lang gekannt. Er ist ein gar herrlicher Mann.

Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. . . .

Graf Friedrich Stolberg an seine Schwester Katharina.

Straßburg, 31. Mai 1775.

. . . An Goethe haben wir gleich einen herzlichen Freund gefunden. Sein Herz ist nicht unter seinem Geist: Das ist wahrlich alles, was man nur sagen kann!

Johann Georg Sulzer an Bodmer.

30. September 1775.

Goethe ist in Frankfurt drei Stunden lang bei mir gewesen und würde allem Anschein nach noch länger mit mir geplaudert haben, wenn ihn nicht die Nacht weggerufen hätte. Die Seite, von der er mir sich zeigte (Jedermann sagt mir, er habe zwei ganz verschiedene), hatte nichts, das mir nicht gefiel. Ich irre mich sehr, wenn dieser junge Mann bei reiferen Jahren nicht ein rechtschaffener Mann sein wird. Jetzt hat er den Menschen und das menschliche Leben noch nicht von vielen Seiten betrachtet. Aber sein Blick ist scharf.

H. G. v. Bretschneider an Nicolai.

Usingen, 16. Oktober 1775.

Goethe kam als junger Mensch nach Leipzig, um da zu studieren, und weil er Geld hatte, so wurde er in vielen Gesellschaften zugelassen und fand, daß es eine schöne Sache um einen schönen Geist sei. Er nahm sich also vor, coûte que coûte, einer zu werden. In dieser Verfassung habe ich ihn in Leipzig kennen lernen und ihm damalen nichts weniger zugetraut, als daß er einmalen das geringste Aufsehen bei der Literatur machen würde. Und noch itzo,

kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, können Sie nicht die geringste Spur in dieses Menschen Umgang finden, daß er der Verfasser der Leiden Werthers ist. Er urteilt schief. Und es scheint fast, daß er es weiß, daß sein Verstand ohne langes Nachdenken nicht zuverlässig ist, denn er gibt Leuten, von denen er mutmaßt, daß sich ihre Einsichten über die gemeinen erheben, lieber recht, als daß er sich die Verlegenheit über den Hals zöge, eine Materie mit ihnen zu durchsprechen, wobei er seine Schwäche sehen ließe. Mit einem Worte: er ist ein schlechter Philosoph und ein Mensch mit einem unbeständigen Gemüte, der bei keinem System stehen bleibt, sondern der von dem einen gar leicht zu dem andern extremo überspringt und der ebenso leicht zum Herrnhuter als zum Freigeist zu bereden wäre, wenn er nicht, zum Glück für ihn, so eine starke Dosis Stolz besäße, daß er fast alle anderen Menschen außer ihm für schwache Kreaturen hält; weil es aber doch noch Leute geben kann, die wenigstens so gescheit sind als er, so kann es sein, daß er ihre Existenz glaubt, er selbst aber ist nicht imstande, sie zu prüfen, sondern richtet sich in dem Falle nach dem allgemeinen Urteile der Welt. Daher muß es Ihnen nicht wundern, daß er ein Freund Lavaters und des Augendoktors Jung ist, der Lavatern anhängt. Diesen zwei Leuten redet Goethe nach dem Munde und flattirt sie, teils weil sie ihn bewundern, teils weil sie in hiesiger Gegend in dem Besitze eines entschiedenen Ruhmes sitzen. . . . Es liegt in Goethe ein gewisser Same von Fähigkeit, oder vielmehr er hat ein poetisches Genie, das alsdann wirkt, wenn er, nachdem er lange Zeit einen Stoff herumgetragen und in sich bearbeitet und alles gesammelt hat, was zu einer Sache dienen kann, sich an seinen Schreibtisch setzt. Zum Gelegenheitsdichter hätte er sich nicht geschickt, denn er kann außer seiner Ordnung nichts machen. . . .

Wieland an Friedrich Jacobi.

Weimar, 10. November 1775.

Dienstag, den 7. d. M., morgens um fünf Uhr, ist Goethe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.

So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch teurer geworden ist als jemals....

Wieland an Lavater.

Weimar, 10. November 1775.

Ich muß Ihnen sagen, daß seit letztem Dienstag Goethe bei uns ist und daß ich den herrlichen Menschen binnen dieser drei Tagen so herzlich liebgewonnen habe, so ganz durchschaue, fühle und begreife, so ganz voll von ihm bin — wie Sie besser sich selbst vorstellen, als ich Ihnen beschreiben könnte. Vernichten Sie doch meinen letzten Brief, worin, glaube ich, albernes Zeug von Goethen steht. Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bei Menschen von Goethens Klasse ist's wenigstens schlechterdings nötig. Ich habe Goethen noch wenig allein haben können. Ich muß ihn mit so vielen teilen!...

Wieland an Meusel.

Weimar, 16. November 1775.

Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswerteste Mensch, den ich kenne.

Maximilian Klinger an Lenz.

1775 (?).

... Nun wollte ich auf Akademien gehn, hatte keine 100 fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hülfe an. Ich sagte nicht alles und ging so, weil ich lieber sterben wollte, als unverdient was annehmen. Die 100 fl. waren bald all. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte. — O Lenz, bin ich Ihnen nicht verächtlich? Ich wäre tausendmal lieber gestorben, kann ich Ihnen sagen, was mich's kostete. Aber Goethe! o wenn ich seiner wert würde. Wenn ich ihm erstatten könnte, um froh zu sterben. Ich bin nicht Herr über mich, bis das geschehen ist. Und die Angst, er möchte sich manchmal einfallen lassen, meine Liebe zu ihm rühre aus Interesse her.

Nachschrift von Lenz wahrscheinlich an Frau v. Stein!

Lassen Sie Goethen nicht merken, gnädige Frau, daß ich Ihnen das verraten habe.

Wieland an Zimmermann.

Weimar, 8. Januar 1776.

Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Goethe, Lavater, Herder — warum sollten sie nicht auch meine Freunde sein? Seit ich dies Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen.

Ich lebe nun 9 Wochen mit Goethen und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm.

Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten, das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat!

Dies sage ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit ebenso innigem Vergnügen lesen wird als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den Liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich!

Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.

Wieland an Sophie v. La Roche.

Weimar, 11. Januar 1776.

Drei wonnigliche Tage, die ersten in diesem Jahre, haben wir bei der Frau v. Keller und meiner Julie gelebt ... Goethe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So geht's nun unserm guten jungen Herzog auch. Goethe ist sein Alles; und folglich werdet Ihr sein Angesicht sobald nicht wieder zu sehen bekommen.

Merck an Nicolai.

Darmstadt, 19. Januar 1776.

... Mir tut's leid, daß Sie von einem meiner Freunde gekränkt werden und daß dies durch die niederträchtigen Hände von Zuträgern und Anekdotensammlern geschieht. Haben Sie denn nicht schon längstens den Menschen verachtet, der so etwas fähig ist? Entweder ist es Schadenfreude oder Willen, G.(oethen) zu schaden. Freundschaft kann's nicht sein, die Märchen und Tischreden zuträgt. Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! Wär' Er ich, so hätt' ich ihm längst die Imputation gemacht; so aber kann ich von ihm auch gegen mich nichts

anderes sagen als: Dies tut wohl und jenes weh. — Er folgt ganz seiner Laune, unbekümmert um die Folge ihrer Moralität. Allein was er auch über Sie gesprochen oder geschrieben haben mag, so ist's nichts als faunischer Mutwillen. — Zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquillen und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele und zweitens die Zeit nicht, weil sein Kopf voll immer neuer Träumereien schwirbelt. Von dem neuen Pasquill hab' ich nirgends kein Wort gehört und kann auf meine Ehre versichern, daß ich nichts davon weiß. Ein Buch ließ sich von allem dem Törichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die, wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten, wovon aber gottlob kein Jota wahr ist....

Wieland an Andreä.

Weimar, 7. Februar 1776.

... Goethe spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben kann, fehlt ihm nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht und viel weniger Böses, als sonst geschehen wäre, so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen.

Elisabeth Goethe an Zimmermann.

Frankfurt, 16. Februar 1776.

... Das Zeugnis von Wielands Liebe gegen meinen Sohn, das Sie die Freundschaft hatten mir mitzuteilen, freute mich herzlich. Das ist nun einmal das glückliche Los von Doktor Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt; das ist nun freilich ganz natürlich: er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht, wo er hinkommt, Freude zu verbreiten. Man sieht in der Nähe nur den Menschenfreund und vergißt gerne den Satirenschreiber...

Wieland an Gleim.

Weimar, 22. Februar 1776.

Von Goethe schreib' ich Ihnen nichts, liebster Gleim. Komm und siehe! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne als ihn — so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist, oder scheint.

Frau v. Stein an Zimmermann.

Weimar, 6. und 8. März 1776.

... Ich komme jetzt Ihnen eine gute Nacht zu sagen. Ich war den Abend im Konzert, Goethe nicht. Vor einigen Stunden war er bei mir ... und wie toll über Ihren Brief, den er mir auch vorlas; ich verteidigte Sie, gestund ihm, ich wünschte selbst, er möchte etwas von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, ablegen, das im Grund zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs. Gewiß sind dies seine Neigungen nicht; aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denk' ich davon — er gab mir den Grund nicht an, verteidigte sich mit wunderbaren Gründen; mir blieb's, als hätt' er unrecht.

Er war sehr gut gegen mich, nennte mich im Vertrauen seines Herzens Du; das verwies ich ihm mit dem sanftesten Ton von der Welt, sichs nicht anzugewöhnen, weil es nun eben niemand wie ich zu verstehen weiß, und er ohnedies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen setzt, da springt er wild auf vom Kanapee, sagt: ich muß fort! läuft ein paarmal auf und ab, um seinen Stock zu suchen, findet ihn nicht, rennt so zur Türe hinaus ohne Abschied, ohne gute Nacht. Sehen Sie, lieber Zimmermann, so war's heute mit unserm Freund. Schon einigemal habe ich bittern Verdruß um ihn gehabt, das weiß er nicht und soll's nie wissen ...

[Am 8. März.] . . . Ich sollte gestern mit der Herzogin-Mutter zum Wieland gehen; weil ich aber fürchtete, Goethen da zu finden, tat ich's nicht. Ich habe erstaunlich viel auf meinem Herzen, das ich dem Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich: mit seinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt! Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuziget wurde, so wird dieser bittere zerhackt! Warum sein beständiges Pasquillieren, es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens! Das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften, niedern Ausdrücken. Auf sein moralisches, sobald es auf's Handeln ankommt, wird's vielleicht keinen Einfluß haben; aber er verdirbt andre; der Herzog hat sich wunderbar geändert, gestern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten, wohl gab ich ihn zu, daß man in den rauhen Wesen oft den ehrlichen Mann fände, aber doch wohl ebensooft in den gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas Ungeschliffenes an sich hat. . . .

Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde. Auch seine Art, mit unserm Geschlecht umzugehen, gefällt mir nicht. Er ist eigentlich, was man coquet nennt. Es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang.

Wieland an Lavater.

Weimar, 15. April 1776.

Goethe ist immer lieb, gut und treu. Der einzigste Mensch in der Welt, aber mir ganz verständlich, und der erste, der mich ganz versteht. Fast möcht' ich sagen, unsere Liebe ist über Frauenliebe; aber es wäre doch Lästerung, wenn ich's sagte. Aber nach meinem Weib und meinen Kindern ist mir nichts lieber als Goethe.

Charlotte v. Stein an Zimmermann.

Weimar, 10. Mai 1776.

Mir geht's mit Goethe wunderbar. Nach acht Tagen, wie er mich so heftig verlassen hat, kommt er mit einem Übermaß von Liebe wieder. Ich hab' zu mancherlei Betrachtungen durch Goethen Anlaß bekommen; je mehr ein Mensch fassen kann, däucht mir, je dunkler, anstößiger wird ihm das Ganze; je eher fehlt man den ruhigen Weg. Gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen ...

Ich bin durch unsern lieben Goethe ins Deutsch-Schreiben gekommen, wie Sie sehen, und ich dank's ihm; Was wird er wohl noch mehr aus mir machen? Denn, wenn er hier, lebt er immer um mich herum. Jetzt nenne ich ihn meinen Heiligen, und darüber ist er mir unsichtbar worden, seit einigen Tagen verschwunden, und lebt in der Erde, fünf Meilen von hier im Bergwerke ...

Herzogin Anna Amalie an Minister v. Fritsch.

Weimar, 13. Mai 1776.

... Ich will Ihnen nicht von Goethes Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral, seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Das ist doch der erste, hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers ... Machen Sie Goethes Bekanntschaft. Suchen Sie ihn kennen zu lernen. Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile. ...

Graf Friedrich Stolberg an eine seiner Schwestern.

Kopenhagen, im Juni 1776.

Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz. Aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit

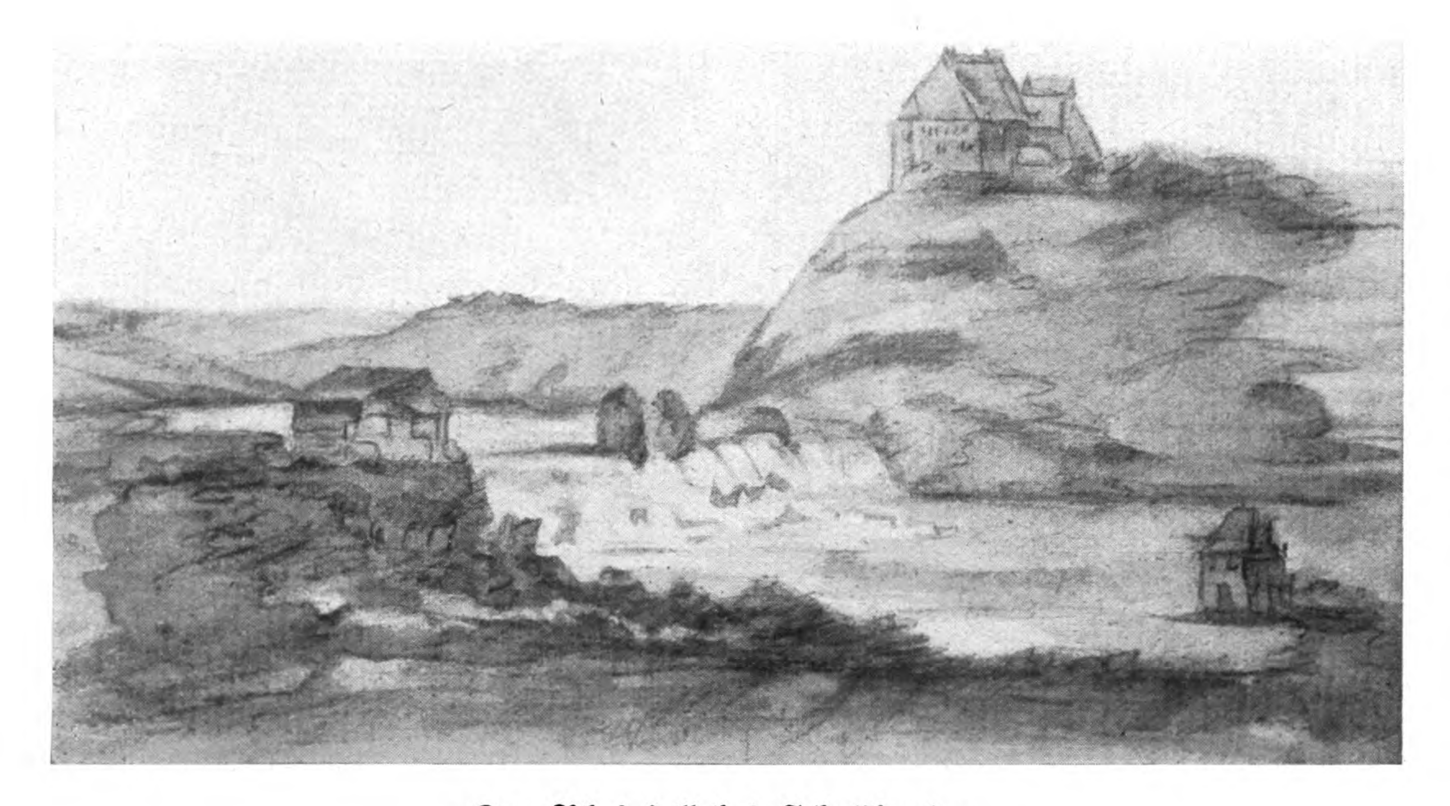
in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er ihn weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen! Gleichsam rechten wollen mit Gott!

Graf Friedrich Stolberg an Klopstock.

Kopenhagen, 8. Juni 1776.

Ich habe mit Verwunderung und Ärger Ihre Korrespondenz mit Goethe gelesen. Bester Klopstock, ich kenne zwar Goethens unbiegsames Wesen; aber daß er einen solchen Brief, von Ihnen so beantworten könnte, davon hatte ich keine Idee. Es tut mir in der Seele weh für ihn. Er verdient's, Ihre Freundschaft zu verlieren. Und doch weiß ich, wie er im Herzen Sie ehrt und liebt; das sag' ich nicht, ihn zu entschuldigen; ich kann und mag hierin ihn nicht entschuldigen und bin indigniert über seinen Brief. Starrkopf ist er im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich schon oft für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch. Ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd von der Gunst eines Herzogs!... Sagen Sie, mein Liebster, denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken: dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die Warnung machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugetan. Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm tut, so wird er der Unseligsten einer.

Wie oft sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde!



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Zeichnung Goethes.

Aus dem Werke Goethes Schweizerreisen. Herausgegeben von Dr. Hans Wahl (Gotha, F. A. Perthes).

Klinger an Ernst Schleiermacher.

Weimar, 12. Juni 1776.

Montag abend noch umarmte ich Goethe und er mich mit aller Liebe. Hier sah ich und seh' täglich, daß wirklich über Goethe sich so wenig sagen läßt, als man eigentlich über den Sohn Gottes sagen sollte, wenn man ihn glaubt. Und so will ich auch schweigen. Er stickt in politischen Geschäften und hat diesem Lande genutzt und tut Sachen — wie soll man ihn nennen? Und hier sag' ich dir zugleich, daß alles anders ist, als wir uns imaginierten, und daß von allem nichts wahr ist, was gesprochen wird, daß du kein Wort glauben mußt und nur hören. Goethe ist geliebt durchaus und des Lands Heil, und der Herzog ein vortrefflicher Mensch. Von all den Nachrichten, die wir aus der Schweiz und sonstwo her kriegten, ist kein Buchstabe Wahres drin...

(Am 16. Juni:) Goethes Liebe für mich ist unendlich reich und groß. Und verflucht seien alle Augenblicke des Zweifels und Wankens ... Mit Goethe steht's fest wie Felsen, und geht alles den großen, simpeln Gang, den's geht, wo er ist.

Wieland an Lavater.

Weimar, 22. Juni 1776.

Unsern Goethe habe ich seit acht Tagen nicht sehen können. Er ist nun Geheimer Legationsrat und sitzt im Ministerio unsers Herzogs, ist Favorit-Minister, Faktotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes schaffen, viel Böses hindern, und das muß, wenn's möglich ist, uns dafür trösten, daß er als Dichter, wenigstens auf viele Jahre, für die Welt verloren ist. Denn Goethe tut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziel ist; wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war.

Wieland an Merck.

Weimar, 24. Juli 1776.

... Goethe hat freilich in den ersten Monaten die meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisiert und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblicke an, da er dezidiert war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und adversus quosquunque behaupten, daß die Kabale gegen Goethen nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat.

Nach Aufzeichnungen von Ober-Berghauptmann H. von Trebra. 1776 und 1779.

Es war eine gar froh gestimmte, lustige Gesellschaft, welche sich in den Sommermonaten des Jahres 1776 am Fuße der Sturmheide zu Ilmenau versammelt hatte. Die Schätze der Unterwelt hatten hierher gelockt, Nachlese zu halten in den Überbleibseln eines vorhin gar reich und glücklich gewesenen Bergbaues.

Groß und klein der hier zusammengekommenen noch ziemlich jugendlichen Bergleute brachten ein mächtiges Zutrauen und so gewaltige Hoffnung mit zur Stelle, daß sich damit der wirkliche Besitz vollkommen ersetzt hatte.

Frohheit war die Losung, und es schien wohl, als ob man nur darum mit Gefahr des Kopfes und Kragens, mühselig genug in die Tiefe der mit Stollen durchschnittenen Felsen mehrmals hinabsteige, damit an der Mittagstafel nachher, desto schmackhafter das muntere Glückauf! in vollen Bechern die Runde laufen könnte. Bald stimmte sich der Ton völlig studentikos, denn es war nur ein einziger (Goethe) dabei, welchen eine Mandel schon verflossener Jahre vom Studenten trennte, der sich aber auch bald

wieder zurückjubeln ließ in jene harmlose Studenten-fidelität.

Wie in jenen frohen Leben ging auch hier die Rechnung auf das künftige Glück, hier diesmal auf den Bergbau, dessen Reichtümer man sich ebenso gewiß glaubte, als der Dukaten, welche der Vater schicken muß, wenn der Sohn studieren soll — und wir studierten Bergbau.

Ich war nur seit wenigen Tagen erst in diesen lebensvollen Zirkel eingetreten, angeschwommen aus einer Region her, wo naher und ferner Dienstverhältnisse wegen das Benehmen geräuschlos, sehr klüglich still und forschend aus anderen eingerichtet sein mußte, alle frohe Herzensergießung zurückpressend — hier war alles erlaubt. Unbewacht ausgelassen zu sein, war hier, wo nicht gefordert, doch nicht ungern gesehen, wohl gar gewünscht. So hatte auch ich, nach vorleuchtenden hohen Beispiel, bald die Überzeugung erlangt, obwohl auch bis hierher Behutsamkeit gebietende Dienstverhältnisse mich begleitet hatten, denn daß alle übrige, hoher Adel und niederer, und Bürger es glaubten, bewiesen allesamt mit Händen und Beinen, im Gebrauch gegen sich, untereinander, und gegen die Höheren. Nicht das — flüsterte der Ernstere von ihnen mir zu, den ich schon vom ersten Moment der Bekanntschaft an im Auge behielt — nur von ihren Leibern haltet euch fern, und duldet lieber, was sie körperlich euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen.

Noch manche andere solche tiefliegende Wahrheiten hatte ich ihm schon abgehorcht, wo Großes im Wirken, auf Bemerkungen im Kleinen lag. — Ich will mir auch gleich die Seitenhaare am Kopfe ganz wegschneiden — war einmal der Einfall des höheren Frohsinns. — Das kann man bald machen, war die Entgegnung des kalten Ernsteren darauf, nicht so, sie wieder wachsen machen. —

Und doch ging diese Stimme der überlegenen Klugheit im Fortlaufe der Lustigkeit zu Regionen hernieder,

die ziemlich weit von jenem schutzgeisterischen Benehmen im Tiefblick und in Äußerung entfernt lagen. Freilich hatte auch solches Herabsteigen allemal einen eigenen, moralische hohe Zwecke aussprechenden Charakter. So war das launige Gemälde in Stützerbach, wo die lustige Gesellschaft das Glasmachen beaugenscheinigt hatte, und nun — wie sie sich nie entgehen ließ — ein frohes Mittagsmahl zu verzehren sich zusammenfand, das bei einem bemittelten Krämer des Ortes veranstaltet war.

Freilich mochte dem Mann neben mehreren anderen Torheiten, welche die lustigen Gesellen geschwind genug ersahen, vorzüglich eine hohe Meinung von seiner Handelsmannswichtigkeit innewohnen, in welcher er sich jedem großen Kaufmann in Hamburg und Amsterdam parallel setzen zu können meinte. In der sehr reinlich bürgerlich verzierten Stube, worin die Tafel vorgerichtet war, hing dieser gegenüber ein Ölgemälde des wohlberühmten Kaufmanns, Lebensgröße im Bruststück, die eine Hand mit langer Manschette im Busen, das kaufmännisch breite, zahme Gesicht durch sehr weißgepuderte buschige Perücke sehr herrlich verziert. Manche Gesundheit wurde diesem, nur im Ölgemälde anwesenden Besitzer der Handlung, während der Mittagstafel zugetrunken. Nun sie aufgehoben war, suchte man das Original im unteren Teile seines Hauses, in seinen Warengewölben auf, und da, um es auch an handgreiflicher Verspottung nicht fehlen zu lassen, wurden ihm von der Gesellschaft manche leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen Waren, die mit Pfeffer und Ingwer, Zucker und Kaffee und Tabak überschrieben, und mannigfachen kaufmännischen Bezeichnungen, von Ankern und Triangeln geziert waren, vors Haus getragen, und manches gar den Berg hinuntergekollert. In diese etwas weitgetriebenen zudringlichen Späße der frohreichen Gesellschaft hatte sich der ernstere Geselle nicht eingelassen. Dieser hatte während des Anfugs im Handelsmagazin der unteren Region des

Hauses ein Gemälde in dem oberen Zimmer vorbereitet, das sehr eigen in seiner Art, ganz darauf abgemessen war, die höchste Lächerlichkeit darzustellen. Von jenem bürgerlich eleganten Kaufherrns Porträt hatte er das breite, blonde, fade Gesicht ausgeschnitten; durch die hiermit erlangte Öffnung schob er sein eigenes, männlich braunes, geistiges Gesicht, mit den flammenden schwarzen Augen, zwischen der weißen dicken Perücke durch; setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde im goldenen Rahmen vor sich auf die Knie, und verhing die Beine mit einem weißen Tuche. Sowie die lustige Gesellschaft endlich wieder heraufgetobt war, um in dem Speisezimmer Kaffee zu trinken, öffnete sich die Tür der daranstoßenden Kammer, und das Kontrastporträt zog überraschend hin, beides zum Gelächter und zum Denken zugleich.

Bei solchen nicht zweideutigen Merkzeichen war es mir gar nicht mehr zweifelhaft, des freundschaftlich leitenden Genius Zweck war: durch einen, in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich in die Möglichkeit zu bringen, von der anderen Hälfte desto gewisser den heranreifenden mächtigen Freund (Karl August) zurückzuhalten, und so aus dem dicken Übel der Zerstreuung im Unfug der Leidenschaft zum lichten Sonnenstrahl der Besonnenheit, zum Genuß wahren und nutzbringenden Vergnügens zu führen.

Aus dem Jahre 1779.

(Goethe hatte später von seiner Besteigung des Brockens am 10. Dezember 1777 gesprochen, an welches Wagnis von Trebra nicht recht glauben wollte.)

... Was war der Bruchberg gegen den Brocken, auf dem im Winter niemand haust; wo tiefe Täler mit Schnee ausgefüllt sind, welche man von Felsen, und auf Felsen, durch den nachgebenden Schnee zur Ewigkeit hinabstürzen kann. Wer möchte auch zu solcher kalter Winter-

brockenreise den Führer machen? und ohne Führer? welcher gesunde Fremde möchte da wohl entschlossen genug sein, solch eisiges Wagnis zu beginnen! —

Unerwartet führte mich bald hernach, im Jahre 1779, eine Fügung unerwarteter Umstände zu Diensten auf immer an den Harz, und ich bestieg den Brocken im Sommer, sah dabei noch lebendiger ein, wie mißlich, wenn nicht gerade unbedingt unmöglich, im tiefen Schnee und großer Kälte eine Reise auf diesen höchsten Gipfel der Berge in Niedersachsen sein müßte. Mein Glaube an die wirkliche Wahrheit solcher, in einer lustigen Gesellschaft beschriebenen Winterreise auf den Brocken, wo so manches Volksmärchen einheimisch ist, kam sehr in die Klemme. Und doch mußte sie wahr, unleugbar wahr sein ...

Indem ich so, in noch angenehmer Jahreszeit die Harzgebirge nach dem Brocken hinauf und von ihm wieder herab durchstreifte, führte mich mein waghalsiger Freund (Goethe) noch zu einem Vergnügen, ebenfalls einzig in seiner Art, und was es auch wohl lange noch ihm, mir, und anderen Gebirgsforschern bleiben wird.

Wir gingen durch Schierke über Elend und Oderbrückhaus vom Brocken wieder zurück. Bereits im Jahre vorher, auch im September, hatte ich schon die Reise über Oderbrückhaus, Braunlage und Elend nach Blankenburg gemacht, und hatte auf dieser Reise, zwischen Oderbrückhaus und Braunlage am Fuße der Achtermannshöhe, ein Stück zusammengewachsenen Granits mit dem schwarzen, jaspisartigen, wenig schiefrigen Gestein gefunden, worinnen der Andreasberger Bergbau, auf sehr silberreichen Gängen, seit Jahrhunderten schon geführt wird. Wohl oft schon hatte ich auf meiner bergmännischen Laufbahn von dem Urgebirge Granit und dem Aufsitzen aller übrigen auf ihm sprechen hören; gelesen; im Zusammenstellen mit anderer Felsarten Mannigfaltigkeiten auch wohl geträumt, aber gesehen hatte ich noch nirgends etwas davon, so deutlich be-

zeichnend in der Farbe und aufeinander zusammengewachsen, so fest, daß beim Zerschlagen der Stücke der Sprung immer durch beide Gesteinarten fort lief, nie da, wo sie zusammenliefen, sich trennend voneinander. Ich fand aber hier am Fuße der Achtermannshöhe nur Bruchstücke davon; nicht die Stelle im Berge, wo diese Felsen eingewurzelt standen. Diese mußte unstreitig wohl auf dem Gipfel dieser Achtermannshöhe sein, von wo die Bruchstücke herabgerollt waren. In späteren Jahren wurde dieses, sich wirklich so verhaltend, von Lasius entdeckt, der mir Zeichnung und Anzeige davon einlieferte. Nur jetzt konnte ich den Berg nicht besteigen, weil Dienstgeschäfte mich nicht dahin führten. Auch gegenwärtig an der Hand meines Freundes auf einer Wanderung durch die Harzgebirge, war es nicht an der Zeit, jene hohe Gebirgskuppe zu ersteigen, und wenn mir auch jenes gefundene seltene Stück, noch lebendig genug, im Gedächtnis angeschrieben gestanden hätte. Aber unser romantischer Weg führte uns vom Oderteichdamme in einer mehr auf Dienstleistungen sich beziehenden Richtung auf den Rehbergersgraben herunter nach Andreasberg, und so nahe an der Rehberger Klippe vorbei. Diese hohe, nahe am Graben, ganz senkrecht dastehende Felswand, war mit einem großen Haufen heruntergestürzter Bruchstücke von Tisch und Stuhl, und Ofengrößen verschanzt, von welchen sogleich viele zerschlagen wurden. Unter ihnen fanden sich mehrere von jenen Doppelgesteinarten Granit, mit aufgesetzten, eingewachsenen dunkelblauen, fast schwarzen, sehr harten (jaspisartigen) Tongestein. Die können nirgends anders herkommen, als von jener Klippe da vor uns. Dahin müssen wir, antwortete mein Freund. Behutsam! vorsichtig! schrie ich ihm nach, die moosbedeckten schlüpfrigen Felsstücke liegen gefahrvoll durcheinander, wir können die Beine dazwischen brechen. Nur fort! nur fort! antwortete er voraneilend, wir müssen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen! Und wir kamen zu-

sammen heran an den Fuß der Felswand, wo wir nun gar deutlich den Abschnitt des schwarzen Gesteins auf dem blaß fleischroten Granit, in ganz langer Linie sich hinziehend, erkennen konnten. Aber, unserer ziemlichen Größe ungeachtet, erreichen mit unseren Händen konnten wir sie doch nicht. Wenn du dich fest hinstellen wolltest, sagte mein Freund zu mir, so wollte ich jene in den Felsen eingewachsene Strauchwurzel ergreifen, mich im Anhalten an sie hebend auf deine Schultern schwingen, und dann würde ich den so kenntlichen Abschnittsstrich, wenigstens mit der Hand, erreichen können. So geschah es, und wir hatten das seltene Vergnügen, den merkwürdigen Abschnittsstrich von hier eingewurzeltem Urgebirge roten Granits und daraufstehenden, dunkel-, fast schwarzblauen Tongesteins nahe zu sehen, sogar mit Händen zu greifen . . .

Merck an Herzogin Amalie.

Darmstadt, 2. Januar 1780.

. . . Goethe ist wieder von der Reise gut wie ein Kind zurückgekommen, und auch an ihm sogar sieht man so deutlich, was Verhältnisse auch auf den besten Menschen wirken können. Bei seiner Ministerschaft in Weimar ist er mir vergangenen Sommer oft mit einer Trockenheit und Kälte begegnet, als ob ich aus seinem alten Freunde ein subalterner Diener und ein Supplikant geworden wäre . . .

Knebel an Lavater.

Rastatt, 1. September 1780.

. . . Etwas weh tut es mir, daß Sie Goethe nicht kennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig. Er hat widrige Seiten. Ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen, ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen, auch selbst von Güte. Der Durchreisenden keiner sieht ihn, — und doch urteilt jeder. In Weimar selbst

wird er kaum gesehen. In der Entfernung ist er nicht zu sehen. Noch zur Stunde schwör ich, daß seine Richtung grad, seine Absichten rein und gut sind. — Verkannt muß er werden, und er selbst scheint drin zu existieren. Die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch — oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant; doch prävaliert der erste. — Er ist so biegsam als einer von uns. Aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken oder stellt einen Stein davor, oder, wann er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. Wenn er's nicht sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er Sie. Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel von seiner Existenz gegeben!

Blumenbach an Heyne.

Jena, 4. Mai 1783.

. . . Goethe, den ich oft und in verschiedenen Situationen bei Hof, unter den Herrschaften, unter seinen Kollegen, unter den Damen, vis-à-vis von Wieland und mehrere Male recht lange mit mir tête-à-tête gesehen habe, da er mich in seinen Garten und spazieren führte usw., hat alle meine Vorstellungen, die ich mir nach anderer Erzählung von ihm gemacht hatte, gar sehr übertroffen. Nichts den Geh. Rat Ankündigendes, Zurückhaltendes, sondern ein gesetzter, aber ganz unaffektierter, äußerst zugänglicher Mann. Unglaublich offen, hell und doch tief penetrierend in seinem Urteile; und doch überaus billig, gar nicht dezisiv, wie ich zumal in unserer Unterredung über Lavater und Physiognomie, über Verfassung der Jenaischen Universität usw. gesehen habe. Überall viel gesunde, richtige und deutliche Philosophie und den reifen Geschmack, der

auch in seinem Zimmer und artigen Garten usw. durchgehends herrscht . . .

Graf Friedrich Stolberg an Voß.

Weimar, 2. Juni 1784.

Als wir bei Tische saßen, kam Goethe, blaß wie die Wand vor Freude und Rührung, war ganz unser alter Goethe von dem Augenblick an bis heute Morgen, da er uns verlassen hat, weil er mit dem Herzog auf den Landtag muß. Er ist weniger brausend, weniger ὑπεροπλος (brausend ist nicht das rechte Wort), weniger leicht aufflammend, gewiß nicht weniger feurig, als er war, und sein Herz liebevoll, immer sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz, als Menschen finden können, und doch immer Blumen um den Pilgerstab des Lebens windend. Wenig Menschen sind so liebevoll, so rein, so liebebedürfend, so hingerichtet aufs unsichtbare Ideal der Καλοκαγαθία, so sich anschmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur.

Wilhelm Tischbein an Lavater.

Rom, 9. Dezember 1786.

Sie haben in allem recht, was sie von Goethe sagten. Das ist gewiß einer der vortrefflichsten Menschen, die man sehen kann. Stellen Sie sich meine unbeschreibliche Freude für, welche ich vor wenigen Wochen hatt', Goethe kam mir unverhofft hierher und jetzt wohnet er in meiner Stube neben mir; ich genieße also von des Morgens bis zur Nacht den Umgang dieses so seltenen, klugen Mannes, was das nun für Vergnügen für mich ist, können Sie sich leicht denken, indem Sie Goethens Wert und meine Hochachtung gegen große Männer kennen . . .

Goethe ist ein werklicher Mann, wie ich in meinen ausschweifenden Gedanken ihn zu sehen mir wünschte. Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebens-

größe machen, wie er auf denen Ruinen sitzet und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenket — sein Gesicht will ich recht genau und wahr nachzeichnen, denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf sehen.

Goethe war mir durch Ihnen und seine anderen Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn ebenso gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mir noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klein Stübchen, wo er in schlafen und ungehindert in arbeiten könnte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens, an seiner Efigenia fertig zu machen, bis um neun Uhr. Dann gehet er aus und siehet die großen hiesigen Kunstwerke. Mit was für einem Auge und Kenntnis er alles siehet, werden Sie sich leicht denken können, indem Sie wissen, wie wahr er denkt. Er läßt sich wenig von denen großen Welt-Menschen stören, gibt und nimmt keinen Besuch, außer von Künstlern, an. Man wollte ihm eine Ehre antun, was man denen großen Dichtern, die vor ihm hier waren, getan hat; er verbat sich es aber und schützte den Zeitverlust vor und wandte auf eine höfliche Art den Schein von Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß ebensoviel Ehre macht, als wenn er werklich auf dem Kapitol gekrönet worden wäre. Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethens und Lavaters wegen.

Carl Philipp Moritz an Campe.

Rom, 20. Januar 1787.

. . . Der Ungenannte, welcher Ihnen von meinem Unfall Nachricht erteilt hat, ist der Geheimrat von Goethe

aus Weimar, der kurz nach mir hier eintraf und sich anfänglich unter dem Namen Müller hier aufhielt, um unbekannt und ungeniert zu sein, und es auch in Deutschland nicht wissen zu lassen, daß er hier sei: sein Namen blieb aber demohngeachtet nicht lange verschwiegen; jedermann kennt ihn jetzt und die Italiener haben ihn schon feierlich zum arkadischen Schäfer ernannt, so gern er sich diese Ehre verbeten hätte ... Was nun während der vierzig Tage, die ich unter fast unaufhörlichen Schmerzen unbeweglich auf einem Fleck habe liegen müssen, der edle, menschenfreundliche Goethe für mich getan hat, kann ich ihm nie verdanken, wenigstens aber werde ich es nie vergessen; er ist mir in dieser fürchterlichen Lage, wo sich also alles zusammen fand, um die unsäglichen Schmerzen, die ich litt, noch zu vermehren und meinen Zustand zugleich gefahrvoll und trostlos zu machen, alles gewesen, was ein Mensch einem Menschen nur sein kann. Täglich hat er mich mehr als einmal besucht und mehrere Nächte bei mir gewacht. Um alle Kleinigkeiten, die zu meiner Hilfe und Erleichterung dienen konnten, ist er unaufhörlich besorgt gewesen und hat alles hervorgesucht, was nur irgend dazu abzwecken konnte, mich bei gutem Mute zu erhalten. Und wie oft, wenn ich unter meinem Schmerz erliegen und verzagen wollte, habe ich in seiner Gegenwart wieder neuen Mut gefaßt, und weil ich gern standhaft vor ihm erscheinen wollte, bin ich oft dadurch wirklich standhaft geworden. Er lenkte zugleich den guten Willen meiner hiesigen deutschen Landsleute. Sie waren den andern Tag fast alle bei mir; sie erboten sich alle bei mir zu wachen. Goethe ließ sie losen, wie sie der Reihe nach bei mir wachen sollten, und sogleich waren alle Nächte besetzt...

Schiller an Körner.

Weimar, 12. August 1787.

... Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde.

Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. . . .

Dieser Tage habe ich in großer adliger Gesellschaft einen höchst langweiligen Spaziergang machen müssen. Das ist ein notwendiges Übel, in das mich mein Verhältnis mit Charlotte gestürzt hat — und wieviel flache Kreaturen kommen einem da vor. Die beste unter allen war Frau v. Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.

Goethe (weil ich dir doch Herders Schilderung versprochen habe), Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und noch mehr als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intrigengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und

Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit.

Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. . . .

Schiller an Körner.

Rudolstadt, 12. September 1788.

Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. Schardt, der, die du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und

diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als alle andre europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. . . .

Ich wollte dir noch mehreres aus seiner Erzählung mitteilen, aber es wird mir erst gelegenheitlich einfallen. Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. . . .

Schiller an Körner.

Weimar, 2. Februar 1789.

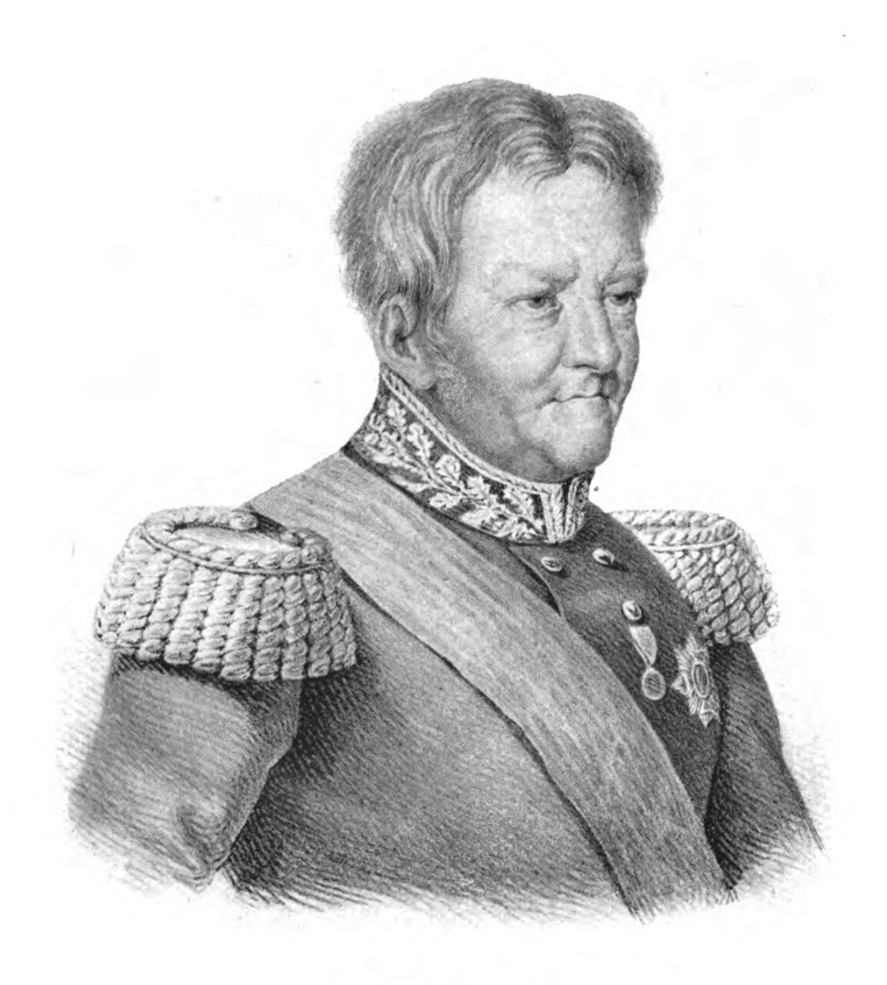
. . . Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen

Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine Prüde usw. — — — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurteilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen. . . .

Körner an Schiller.

Dresden, 9. Februar 1789.

. . . Goethes Charakter, wie du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemütigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Überlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeitlang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Wertes und seiner Tätigkeit. Menschen von solchem Gehalt wirst du nicht häufig finden, und dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher



Carl August.
Lithographie nach der Zeichnung von C. Grünler (um 1825).
Sammlung Kippenberg in Leipzig.

Vorteil. Es gibt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in deinen besseren Stunden wird dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Überlegenheit unter beschränkteren Köpfen. . . .

Schiller an Körner.

Weimar, 9. März 1789.

. . . Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Mut, und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft. . . .

Körner an Schiller.

Dresden, 6. Oktober 1790.

. . . Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mitteilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst du schwerlich erraten. — Wo sonst, als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosophiert; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine

Begriffe von Stil und Klassizität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künste. . . .

Schiller an Körner.

Jena, 1. November 1790.

. . . Goethe hat uns viel von dir erzählt, und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm, wie dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.

Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr

wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zuliebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.

Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen. . . .

Körner an Schiller.

Dresden, 11. November 1790.

. . . Auch mir ist Goethe zu sinnlich in der Philosophie; aber ich glaube, daß es für dich und mich gut ist, uns an ihm zu reiben, damit er uns warnt, wenn wir uns im Intellektuellen zu weit verlieren. — Seine Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältnis nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Konkubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin. . . .

Schiller an Körner.

Weimar, 3. September 1800.

Ich habe lange nichts von dir gehört, und sehne mich nach ein paar Zeilen, wie es euch geht. Seit meinem letzten Briefe an dich bin ich ziemlich müßig gewesen, und sehe mich in meiner Arbeit um gar nichts vorgerückt. Diesen Monat werde ich besser zu benutzen suchen. Goethe ist auch in die Einsamkeit gegangen, um etwas zu treiben; denn er hat das Unglück, daß er in Weimar gar nichts

arbeiten kann. Was er binnen vier und fünf Jahren geschrieben, ist alles in Jena entstanden. . . .

Schiller an Körner.

Weimar, 21. 8br. 1800.

. . . Goethe ist von seiner Exkursion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hoffte, längst zurück, hat aber nur etwas Weniges am Faust gearbeitet, welches aber vortrefflich ist. Im ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüt ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen. . . .

Körner an Schiller.

Dresden, den 27. Oktober 1800.

. . . Daß Goethen seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für ein entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von anderen keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird.

Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht. . . .

Schiller an Körner.

Weimar, 25. April 1805.

... Goethe war sehr krank an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, welche zweimal zurückkehrte. Dr. Stark zweifelt, ihn ganz herstellen zu können. Jetzt hat er sich wieder ganz leidlich erholt, er ging soeben aus meinem Zimmer, wo er von einer Reise nach Dresden sprach, die er diesen Sommer zu machen Lust hat. Arbeiten kann er in seinen jetzigen Gesundheitsumständen freilich nicht, und gar nichts vornehmen, ist wider seine Natur. So ist ihm am besten geraten, wenn er unter Kunstanschauungen lebt, die ihm einen gebildeten Stoff entgegen bringen. ...

Heinrich Voß der Jüngere an Boie.

Weimar, 11. Mai 1804.

... Goethe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigern. Er ist durchaus redlich und treu, wem er sich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit gestattet, deren ich mich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Goethe hat die Kunst inne, andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es tut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir saßen im Gartensaale vor der offenen Tür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zugrunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht

wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paarmal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen, und sie recht herzlich gedrückt. Goethe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir spricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu sein; ich habe ihn gar nicht erst darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mitteilen; kurz ich habe eine feste Stütze an ihm, die mich nie straucheln lassen wird. . . .

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines kontemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas gibt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile notwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er beiseite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. – Nie sind Goethes Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leisten kann, das fordert er ganz und ungeteilt. So ehrt und schätzt er jedes Talent, jede noch so kleine mechanische Fertigkeit. Aber kein Charakterloser fand Gnade vor seinen Augen. Die Losung, „es ist doch ein guter Mensch“, ist ihm unausstehlich. Und wehe dem, der seine Erwartungen und sein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillstehen, durch Schlaff-

heit oder gar Scheinsucht statt des reellen Wertes zu täuschen anfängt. Anfangs ist er noch milde, und sucht schonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, so wird er zornig und wendet sein Antlitz auf ewig.

Heinrich Voß der Jüngere an Boie.

Weimar, 22. August 1804.

... Ich führe nun ein unaussprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Goethe und Schiller, oft bei ersterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen teuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Wie war Goethe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen so gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen solchen Anteil an mir nahm! Dem Mann verdanke ich ja fast ebensoviel als meinen Eltern; er hat mir ja Mut und Selbstvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich lese jetzt Griechisch mit ihm. Neulich lasen wir zusammen 3 Stunden nach der Reihe, und Goethe ist jetzt außerordentlich warm für diese Sprache, besonders für den Sophokles. Sobald die ersten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literarischen Klub, wo Goethe der Meister ist. Goethe sagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es ist eine Schande, bei so etwas nicht tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer gestiegen, als erkaltet." — Wenn wir jungen Leute um Goethe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht, — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen. ...

Heinrich Voß der Jüngere an Boie.

Weimar, 3. April 1805.

Gottlob, daß wir den Winter überstanden haben. Er war diesmal gefährlich für die besten und einzigen Männer in Weimar. Goethe und Schiller waren beide gefährlich krank, zu einer Zeit und an demselben Übel. Jetzt sind sie wieder gesund, und versprechen es zu bleiben. Ich bin in der Zeit recht Krankenpfleger gewesen. Bei Schiller habe ich viermal in einer Zeit von zehn Tagen gewacht, und außerdem bei Goethe noch einmal. Es war die Nacht, die dem gefährlichsten Tage folgte, als ich bei Goethe wachte, aber auch die erste wohltätige; denn er konnte wieder schlafen. Da habe ich ihn denn so eigentlich genesen sehen, den Lieben, Einzigen. Lieber Onkel, es waren Zeiten wie im Winter 1797, als mein Vater so krank lag; und ich liebe Goethen, wie meinen zweiten Vater; ich liebe ihn, wie ich meinen Onkel liebe! „Weinet nicht, gute Jungen," sagte er einmal so herzlich und treuherzig zu mir und Riemer, „ich bleibe bei Euch." Bei den Worten merkten wir zuerst den Anfang seiner Genesung; denn vorher war er sehr kleinmütig, und ahnte seine letzte Stunde. Da habe ich gezittert vor Freuden. Wirklich seit dem Winter 97 habe ich zum ersten Male in dem Augenblick wieder empfunden, was es heißt, getröstet werden. Goethe war auch so heiter, so kindlich froh, wenn er einen neuen Fortschritt in seiner Besserung merkte. Seit der Zeit nun, daß er das Bette verlassen hat, bin ich unzertrennlich bei ihm gewesen. Ich habe ihm Neuigkeiten erzählt, ihm vorgelesen, kurz alles getan, was in meinen Kräften stand, ihn aufzuheitern. Und das ist Goethe nun so recht gewohnt worden. Abends, wenn es 6 schlägt, so versammelt sich ein kleines Häufchen um ihn, außer mir noch Professor Meyer, Fernow und Riemer, und da bleiben wir dann bis 8, 9 oder auch wohl bis 10 bei ihm, und ich muß mir jeden Abend von neuem sagen, daß ich meinen

Tag nicht lehrreicher und angenehmer hätte schließen können. Denn Goethe, obgleich er noch nicht viel arbeiten kann, ist doch in seinem Umgang ganz Goethe, so launicht, mitteilend von seinen ungeheuren Schätzen und so herzlich. ...

Heinrich Voß der Jüngere an Niemeyer.

Weimar, im April 1805.

... Ja, einem Goethe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen; wieviel mehr solche, denen ich mich gewachsen fühle. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, daß wünschte ich dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existiert keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgeteilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich esse bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Essen sitzen und lesen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leise Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle seines Herzens und Geistes ausschüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr abends auf seinem Studierzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sofa und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sofa nicht aushalten;

dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gestikulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht bloß mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man solle Gott in seinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
Du schönstes Bild der Meisterin Natur,

du herrlicher Goethe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst du erst zu erheben!

... Zu Goethe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie unsereiner. Goethe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. ...

Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank ... Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4mal gewacht und bei Goethe 2mal. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. ...

Maddalena Riggi.

Es war im Oktober 1787 während des zweiten Aufenthaltes in Rom. Wie ein Fürst herrschte Goethe in dem Kreise der deutschen Künstler und Kunstfreunde. Aus ihren Briefen nach der Heimat leuchtet uns der bestrickende Zauber seines persönlichen Umgangs entgegen. Der treuherzige, etwas sentimentale Fritz Bury, der später nur mit Tränen in den Augen an diese Zeit denken konnte, der lustige Landsmann Goethes, der Landschaftsmaler Georg Schütz, der gutmütige Maler architektonischer Ansichten Verschaffeldt aus Mannheim, der Goethe in der Perspektive unterrichtete, der Maler Antonio Zucchi, der Ostpreuße Joh. Friedr. Reiffenstein, der Ratgeber vornehmer Reisenden, in dessen Villa in Frascati Goethe prächtige Tage verlebte, der reiche Bankier, Kunsthändler und Maler Thomas Jenkins, der Kupferstecher Giovanni Volpato, alle sahen mit Verehrung und Bewunderung zu dem berühmten Gaste auf, der, ohne es zu wollen, die Seele und das Oberhaupt der künstlerischen Kreise war.

Und auch das weibliche Element war in seiner edelsten Gestalt in diesem Kreise vertreten. „Die treffliche, zarte, kluge, gute Frau, meine beste Bekanntschaft in Rom“ nennt Goethe die Malerin Angelika Kauffmann, die, damals sechsundvierzig Jahre alt, an den Maler Zucchi verheiratet, in Rom lebte. Immer und immer wieder bewundert er „ihr sehr gebildetes Auge, ihre Kunstkenntnis, ihr feines Empfinden für alles Schöne, Wahre und Zarte“. Sie vertritt in der Rolle der ersten Hörerin der neuen Dichtungen Goethes die Weimarer Geliebte, und tief durchdrungen von dem Gefühl des Stolzes, die erste zu sein, die Goethes Iphigenie, vom Dichter selbst vorgetragen, in sich aufnehmen durfte, bringt die Künstlerin ihren Dank in der schönen Zeichnung der Achse des Dramas dar, jenes Momentes, „da Orest sich in der Nähe der Schwe-

ster und der Freunde wiederfindet“. Die Freundschaft Goethes war ihr das Leben lang ein unzerstörbarer Schatz, seine Wohnung nach seiner Abreise, wie sie öfter schrieb, ein heiliger Ort und die Pinie, die er einst in ihrem Garten gepflanzt hatte, wurde von ihr mit eigener Hand gepflegt.

Am 8. Oktober folgte Goethe nebst einigen der genannten Freunde einer Einladung des englischen Kunsthändlers Jenkins nach dessen Villa in Castel Gandolfo bei Rom.

Goethe hat seinen Bericht über diesen Aufenthalt leider an verschiedene Stellen seines „Zweiten Römischen Aufenthalts“ verteilt. Er folgt hier im Zusammenhang.

Castel Gandolfo, 8. Oktober 1787.

Eine Mailänderin interessierte mich die acht Tage ihres Bleibens, sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus. Angelika war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund sein, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten, denn es ist unglaublich, was sie alles endigt.

Oktober 1787.

Zu Anfang dieses Monats bei mildem, durchaus heiterem, herrlichem Wetter genossen wir eine förmliche Villeggiatur in Castel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert sahen. Herr Jenkins, der wohlhabende englische Kunsthändler, bewohnte daselbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beisammensein, noch an Bogengängen zu munterem Lustwandeln fehlte.

Man kann sich von einem solchen Herbstaufenthalte den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den

Aufenthalt an einem Badeorte gedenkt. Personen ohne den mindesten Bezug aufeinander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernst- und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Kur eine Art von Diversion macht, hier im vollkommensten Müßiggange, sich nicht die entschiedensten Wahlverwandtschaften zunächst hervortun sollten. Hofrat Reifenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unseren Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirge die nötige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herandrängte und uns zur Teilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die ersten und versäumten nicht, uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche römische Nachbarin, nicht weit von uns im Korso wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide seit meiner Mylordschaft meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwidert, doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie abends vor der Tür saßen, öfters nah genug vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Konzert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Teilnahme mit anmutigem Bezug auf sich selbst in der wohlklingenden römischen Sprache schnell, doch deutlich

vorträgt; und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klasse über sich selbst erhebt und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Kommis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Prinzipal in großer Gunst stand. Sie schienen genau miteinander verbunden und Freundinnen zu sein.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden, als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lottospiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Kasse zusammen gemacht; im Laufe der Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches geteiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst dem werten Fremden versicherte, daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Teilnahme gekommen sei, es sich nicht wohl zieme, mit einer anderen gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft ver-

harrten und eine unschuldig anmutige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unseren Landen herkömmlich sei, daß man den sämtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der anderen, mit und nach der anderen sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sei.

Aber leider! indessen ich mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertesten unmittelbar nahe kommt. Übersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächsten Morgen fanden wir uns drei allein, und da vermehrte sich denn das Übergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Äußerungen etwas Strebsames zu bemerken war. Sie beklagte sich nicht über vernachlässigte, aber allzu ängstliche Erziehung: „Man lehrt uns nicht schreiben," sagte sie, „weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht lesen lassen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beschäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird niemand denken; ich gäbe alles darum, Englisch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Mad. Angelika, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camuccini hör' ich oft sich untereinander Englisch unterhalten mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich ist: und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tische, es

stehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich sehe, und ich weiß nicht, was sie bringen."

„Es ist desto mehr schade," versetzte ich, „da das Englische sich so leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit fassen und begreifen. Machen wir gleich einen Versuch," fuhr ich fort, indem ich eins der grenzenlosen englischen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte schnell hinein und fand einen Artikel, daß ein Frauenzimmer ins Wasser gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle, die ihn verwickelt und interessant machten, es blieb zweifelhaft, ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, sowie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat sie, aufmerksam darauf zu schauen. Darauf übersetzte ich ihr erst alle Substantiva und examinierte sie, ob sie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überschaute sie die Stellung dieser Haupt- und Grundworte und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten über und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das heiterste bemerklich und katechisierte sie so lange, bis sie mir endlich unaufgefordert die ganze Stelle, als stünde sie Italienisch auf dem Papiere, vorlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen, als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelika war angekommen; an einer großen gedeckten Tafel hatte man



Maddalena Riggi.
Ölgemälde von Angelika Kauffmann.
Original im Besitze des Herrn Prof. Dr. Weißbach in Berlin.

ihr mich rechter Hand gesetzt, meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplätze komplimentierten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir niederzulassen. Meine ernste Nachbarin schien dies mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blickes einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen sein müsse, und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen teilte, indem ich die ältere zarte, diesmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand desjenigen, der mit einemmal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Teilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anderes vor als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Öl oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlassen Lust

hatte, um in teilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht absagen können, mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen, daß von Ausstattung die Rede sei, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, teilweise noch ein Geheimnis, und was nicht alles in genauer Hererzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem späteren Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams, man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmut, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das bescheidenste, wer denn aber die Braut sei. Mit Verwunderung erwiderte man mir, ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sei.

Hier ist es freilich nun nicht nötig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessiert dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes, wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwicklung unbegrenzt vorspiegelt. Ich kam spät nach Hause, und des anderen Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. „Es wäre wunderbar genug," rief ich aus, „wenn ein Werther-ähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben."

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was ich besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den inneren und äußeren Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun aber hab' ich mich kurz zu fassen; die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft, man konnte sich ohne Affektation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist außer ein einziges Mal

mit dem Wirt, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie aufs schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jedermann ganz herrlich, nur als zu meinen Ehren verraten wurde, daß ich sie aus der Wildnis mitgebracht, ergrimmte unser englischer Wirt, obgleich nur im Verborgenen, darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, jemanden an seiner eigenen Tafel zu überraschen, Speisen aufzusetzen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dies alles mußte mir Rat Reisenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderem Weh, als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiderte, ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte, wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserem trefflichen Wirte selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig sein will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert und brachte auch dem Herrn ins Gedächtnis, daß dergleichen zwar als besondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses kulinarische Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich selbst, von einem ganz eignen Gifte angesteckt, in Verdacht gekommen sei, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gefaßten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte sogleich den englischen Studien auszuweichen,

indem ich mich morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zusammentritt von mehreren Personen zu nähern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältnis in meinem so viel beschäftigten Gemüte wieder zurechte, und zwar auf eine sehr anmutige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höheren uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältnis mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang.

Dezember 1787.

Diese höchst belehrenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauester Erkundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch

höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen; denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sei aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereignis in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heiteren, dem offenen, frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still vorschreitenden Lebens nunmehr durch Tränen getrübt, durch Krankheit entstellt und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

Februar 1788.

Aber für den inneren besseren Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet sein. Auf dem Venezianischen Platz, wo manche Kutschen, eh' sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen, die Vorbeiwallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Mad. Angelika und trat an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert; denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen; ja, ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeitlang ohne Sprache, als Mad. Angelika das Wort nahm und, indessen jene sich vorbog, zu mir sagte: „Ich muß nur den Dolmetscher machen, denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Anteil, den Sie an ihrer Krankheit,

ihrem Schicksal genommen. Das erste, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wiederherstellend auf sie gewirkt, sei die Teilnahme ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden."

„Das ist alles wahr," sagte jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernt' ich mich wieder in das Gedräng der Toren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelika, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Anteil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

April 1788.

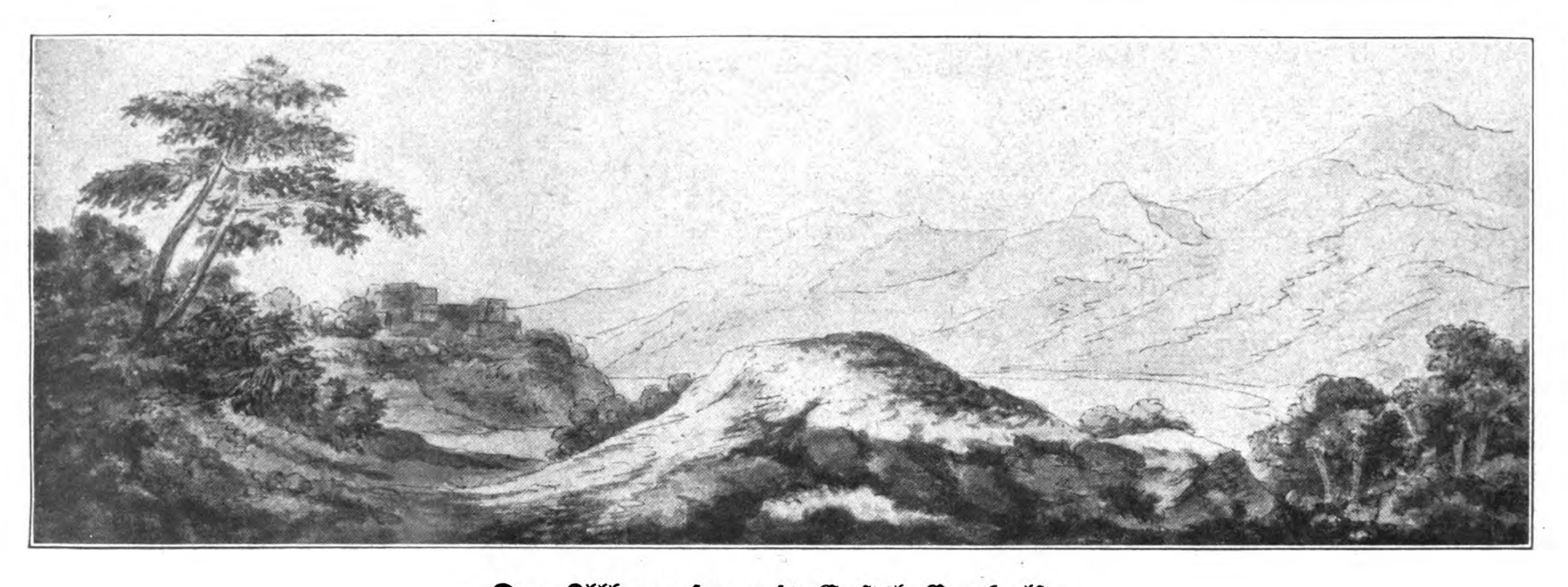
Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmutige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelika immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermutung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmut und drückte mit natürlicher Zierlichkeit den wiederholten Dank für meine Teilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen", sagte sie, „daß ich, aus

Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sei. Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat, wie ich's ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seid glücklich, so reich zu sein, daß Ihr Euch dies nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend und ich denke manchmal, woher und wohin das alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er bei mäßiger Besoldung noch immer etwas zurück in einem vorteilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unseres zarten Verhältnisses vom ersten Augenblick an bis zum letzten mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa.

Als ich vor die Türe kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können.



Der Albanersee mit Castel Gandolfo.

Zeichnung Goethes.

Original im Goethe-National-Museum in Weimar.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr“, rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.“

Was sie darauf erwiderte, was ich versetzte, den Gang des anmutigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenötigtes lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Daß Goethe die Mailänderin nie vergessen hat, beweist diese liebevolle Gestaltung der Episode in der Italienischen Reise, die erst Anfang 1829, also drei Jahre vor Goethes Tod, geschrieben worden ist. Aber er behielt die Erinnerung an sie in seinem Herzen verschlossen und hat ihren Namen nie genannt. Auch die Goetheforscher verzweifelten daran, Genaueres über das Leben des so anmutig geschilderten Mädchens zu erfahren, bis im Jahre 1890 Goethes Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien (1788—1790) erschien. Der Herausgeber Otto Harnack ließ sich freilich die in diesen Briefen enthaltene Aufklärung entgehen, aber Adolf Stern holte das Versäumte nach, indem er auf zwei Stellen in diesen Briefen hinwies. Die erste findet sich in einem Briefe Angelikas an Goethe vom 1. November 1788, also ein halbes Jahr nach Goethes Abreise: „Castello hab ich das Jahr gar nicht gesehen. Das die Signora Madalena Riggi sich nun Volpato schreibt, ist Ihnen schon bekant, ein spazierfahrt, die sie mit uns nach der porzlanfabrik gemacht, ist ursach davon, der junge Volpato der sich eine Frau gewünscht, hatte das Glück Ihr zu gefallen, sie sehen, und sich lieben, war eins — die Signora Madalena hatte dies mahl kein

wort wider die Capittoli einzuwenden, in Zeit von vierzehn Tagen war alles beschlossen bis jezzo ist das ein glückliches Par, hoffe sie werden es immer sein beide seind gut." Die zweite Stelle findet sich in einem Briefe eines gewissen Riggi vom 20. Januar 1789: „Vous êtes aussi obligeant, que vous (vous) souvenez de moi et de ma sœur. Elle est mariée depuis Juillet passé au fils de Mons. Volpato. Elle a reçu avec reconnaissance votre souvenir."

Kein Zweifel, Maddalena Riggi war die schöne Mailänderin, ihr Bruder Riggi jener Kommis im Hause Jenkins, den Goethe als Bruder seiner Mailänderin bezeichnet.

Trovato il nome, trovato tutto, dachte der italienische Gelehrte Carletta (Pseudonym für Antonio Valeri), als er die Nachricht von diesem Funde erhielt. Und wirklich gelang es seiner eifrigen Nachforschung, uns über das Leben Maddalenas völlig aufzuklären. In den Kirchbüchern der Parocchie di San Lorenzo in Lucina fand er als wohnend an der Ripetta in dem Zwischenstock des Hauses Nr. 108 zwischen der Kirche di San Girolamo degli Schiavoni und der Kirche di San Rocco im Jahre 1787 bezeichnet: Carlo Riggi, complimentario und seine zwanzigjährige Schwester Maddalena nebst einem Diener. Es war jenes Haus, das uns Goethe beim Abschied von Maddalena so genau beschrieb, jener Zwischenstock, aus dessen Fenster Maddalena heraussah, „es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können". Ein Abbild des Hauses veröffentlichte Carletta in dem Aufsatz „La bella Milanese di Goethe" in der Zeitschrift „La Vita Italiana" Januar 1897, dem wir diese Angaben entnehmen.

Auch die weiteren Schritte des unermüdlichen Italieners waren mit Erfolg gekrönt. In der Liste der Verehelichten vom Jahre 1788 fand er die lateinisch abgefaßte Vermählungsurkunde des Joseph Volpato und Maddalena

Riggi vom 8. Juli, von der wir schon durch jenen Brief Angelikas erfahren haben. Der glückliche Bräutigam, von Goethe bezeichnet mit den Worten „ein wohlhabender junger Mann, der mit Zucchis in bestem Vernehmen stand“, war der Sohn des mit Goethe befreundeten Kupferstechers Volpato.

Aus den Kirchenbüchern und den Protokollen des Notariatsarchivs auf dem Kapitol hat uns Carletta den Lebensgang der schönen Mailänderin geschildert. Maddalena Riggi wurde geboren am 29. November 1765 in Mailand. Früh der Eltern beraubt, kam sie im Juli 1786 zu ihrem Bruder Carlo nach Rom. Nach Aufhebung ihrer ersten Verlobung verheiratete sie sich mit Giuseppe Volpato und lebte mit ihm in glücklicher Ehe, der sechs Söhne entsprossen, bis zu seinem Tode im November 1803. In seinem Testament überließ ihr der Gatte mit Ausdrücken der größten Liebe und Verehrung sein gesamtes Vermögen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht wieder verheirate. Trotzdem vermählte sich Maddalena nochmals, und zwar mit Francesco Finucci, einem Angestellten von ihrer Fabrik von Fayencen und der Kupferstecherei, und schenkte dem zweiten Gatten noch zwei Kinder. Über ihren Tod berichtet Carletta in dem den Italienern eigenen Stil:

„M. Riggi, blühend und empfindsam im zwanzigsten Lebensjahre, starb im sechzigsten als ehrwürdige Mutter, mit zwei Männern und acht Söhnen auf dem Gewissen (sulla coscienza); sie starb, mit der Brille auf der Nase und nachdem sie eine Prise genommen (prendendo tabacco). Goethe dagegen, immer der Göttliche, immer vollkommener geworden, hatte im Jahre 1825 trotz seiner fünfundsiebzig Jahre, vor wenigen Monaten sein letztes Liebesidyll abgeschlossen, seine Liebe zu Maria Szymanowska, der polnischen Pianofortevirtuosin (?).“

Aber mit diesen Ergebnissen gab sich Carletta noch nicht zufrieden. Den Liebreiz und die Anmut, die Goethe

einst begeistert hatten, wollte er uns in einem Bilde Maddalenas vor Augen führen. Freilich besitzen wir schon ein von Goethe gezeichnetes angebliches Abbild der schönen Mailänderin, dessen Echtheit auf Kräuters, des Sekretärs Goethes, sehr unwahrscheinlich klingenden Aussagen beruhte. Der Name soll von Goethe mit den Buchstaben Pa .... S ... z angedeutet worden sein.

Die Unechtheit des Bildes war erwiesen, sobald wir den wahren Namen der Mailänderin erfahren hatten. Um so mehr interessiert es uns, den Erfolg der Nachsuchungen Carlettas zu erfahren.

Er ging von der Vermutung aus, daß die Malerin Angelika es sich keinenfalls würde haben entgehen lassen, die von Goethe so gepriesene Schönheit und Anmut Maddalenas durch ihre Kunst zu verewigen. Und diese Vermutung wurde glänzend bestätigt. In ihrem Testament vermachte Maddalena unter anderem ihrem Gatten ihr Bild in goldenem Rahmen, und in der Biographie Angelikas von de Rossi fand sich unter der Zahl ihrer Bilder angegeben ein Bild der Schwiegertochter Volpatos. In welchem Hause in Rom nun Carletta dieses Bild gefunden hat, ist leider in seinem Aufsatz nicht angegeben. Jedenfalls hat er es gefunden. Die Echtheit wird erwiesen durch die Notiz auf der Rückseite des Bildes:

Ritratto di Maddalena Riggi Milanese
Penello di Mª Angelika Kauffmann celebre pittrice.

Das Bild ist für das Goethe-Museum in Weimar erworben worden.

Mancher Leser wird vielleicht fragen, weshalb man soviel Mühe aufgewendet habe, um Aufklärung über das Leben eines Mädchens zu erhalten, dem doch nur für einige Wochen Goethes Zuneigung zuteil geworden ist. Aber auch diese kurze Episode in Goethes Leben hat wertvolle Spuren in seinen Dichtungen hinterlassen.

Daß es Goethe in Wirklichkeit Kämpfe genug gekostet, bis das stürmische Herz sich beruhigte, das beweist sein kleines, in jenen Tagen gedichtetes Leibliedchen, wie er es nennt, dessen düsteren, durch das Versmaß noch erhöhten klagenden Charakter, der Dichter in hohem Alter, als Eckermann danach fragte, nicht mehr begründen konnte.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!
Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.
Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Der leidenschaftliche Ton des Gedichtes stimmt nicht recht zu Goethes Schilderung seiner Neigung für Maddalena, und man hat es deshalb der rätselhaften Faustina zuweisen wollen, aber der alte Herr wollte wenig von den Liebschaften seiner Jugend wissen. Wie er in der Erläuterung zu dem Gedicht: Harzreise im Winter, das der Liebe zu Frau von Stein gewidmet war, feierlichst erklärt, daß die „Liebe“ hier auf keine bestimmte Person sich bezöge, warnt er in dem 1829 geschriebenen Bericht davor, „den Cupido dieses Gedichts als jenen Dämon aufzufassen, den man gewöhnlich Amor nenne“, vielmehr solle man sich unter ihm „eine Versammlung tätiger Geister vorstellen, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch geteiltes Interesse verwirren.“ Sehr hübsch sagt Emil Ludwig dazu: „Man denkt dabei an die Kommentare, die das Hohe Lied Salo-

monis symbolisch zu deuten sich abmühen.“ Ebenso dunkel spricht sich Goethe in dem oben abgedruckten Bericht über das damals entstandene Gedicht „Amor als Landschaftsmaler“ aus. Wenn er dort sagt, „es ging vor meinen Augen etwas anderes vor als das Landschaftlich-Malerische“ so ist mit diesem „anderen“ in Wirklichkeit das Gefühl der Liebe gemeint, das ihn die Natur mit anderen Augen schärfer und liebevoller erblicken ließ und zugleich den Quell seiner Poesie erschloß. Der Dichter und Maler fühlte sich ergriffen, gehoben, begeistert zu künstlerischem Schaffen. Und so ließ er in dem „wunderlieblichen Gedicht“ Amor die Geliebte und die herrliche Landschaft, in der die Liebe entstanden war, malen und überbrückte wie einst Anakreon die Kluft, die beide Künste voneinander trennt.

Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundiertes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: „Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?“

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

„Willst du immer trüb' und müßig bleiben“,
Sprach der Knabe, „kann nichts Kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.“

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so rötlich war wie eine Rose,

Nach dem weiten, ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasiert' er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier
Und der Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Fast ein Jahrzehnt war vergangen, als Goethe noch einmal jenem Erlebnis dichterische Gestalt verlieh. Es ist den Goetheforschern nicht entgangen, daß die im Mai 1796 entstandene Elegie Alexis und Dora, die Schiller mit Recht zu dem Schönsten rechnet, was Goethe überhaupt geschrieben hat, sich mit der soeben geschilderten Szene auf das innigste berührt. Und nicht nur das Äußere, der Abschied des Alexis von dem geliebten Mädchen und das bewegte Leben am Hafen beweist die nahe Beziehung der Elegie zu jenem Erlebnis Goethes, mehr noch die „blitzschnelle und eindringliche Entscheidung“ der Liebenden und die innere höchst kunstvolle Form jener Novelle in Versen, in der Alexis gerade wie Goethe beim Abschied von Maddalena schnell alle Momente des zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick bis zum letzten, sich wieder vorrollt. So dürfen wir wohl auch die an die Musen gerichteten Schluß-



Goethe.
Ölgemälde von Angelika Kauffmann (1787).
Original im Goethe-National-Museum in Weimar.

worte der Elegie mit der Liebe des Dichters in Verbindung bringen:

Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen,
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Goethes Gedanken weilten in dieser Zeit in Italien, wohin der Weg ihm nur durch den Krieg abgeschnitten worden war. Deshalb hatte Loeper wohl recht, wenn er das am 28. Mai 1797 entstandene Gedicht An Mignon im Anschluß an den Brief des Dichters an Schiller von demselben Tage auf Erlebnisse in Italien bezog. Daniel Jacoby hat das mit Glück eingehender begründet. Er vergleicht die dritte Strophe des Gedichtes An Mignon

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort.
Aber ach, die steten Schmerzen
Fest im Herzen
Schwimmen nicht im Strome fort

mit den oben zitierten Abschiedsworten Maddalenas: „Ihr seid glücklich .... wir anderen müssen uns in die Stelle finden, die Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange sehe ich vor meinem Fenster (an der Ripetta) Schiffe kommen und gehen ...." „In die Seele der Schönen, deren Gestalt gerade damals ihm lebendig vor Augen stand, sich versenkend, läßt Goethe sie sich an Mignon wenden, die Schutzheilige aller Liebeskranken."

Ein wieder aufgefundener Brief Goethes.

Im 25. Band der weimarischen Ausgabe der Briefe Goethes, S. 364, bemerkt der Herausgeber Carl Alt: „Der Brief an Willemer vom 14. Dezember 1814, den dieser am 21. Dezember beantwortet, ist bisher nicht bekannt geworden." Dieser Brief ist kürzlich wieder aufgefunden und

im Auktionskatalog von Oswald Weigel in Leipzig veröffentlicht worden. Er lautet:

„Sie beschämen mich, verehrter Freund, durch das Angekündigte, wie durch so vieles, im Laufe meiner glücklichen Wanderung. Man wagt wohl einen kühnen Wunsch auszusprechen, weil man gewohnt ist, daß weder Götter noch Menschen von unseren Wünschen Notiz nehmen, daher sind diejenigen Freunde, die uns den Glauben wiedergeben, nicht hoch genug zu schätzen. Mit den Meinigen, die herzlich grüßen, unterhalte ich mich oft von Ihrer Güte und Ihrem Glück, von jener wissen sie auch zu singen und zu sagen, an diesem nehmen sie herzlichen Anteil.

Daß ich der lieben Kleinen noch ein Blättchen schuldig bin, habe ich nicht vergessen, und ich hege diese Schuld gleichsam als ein Denkmal meiner kleinen Schulden. Ein guter Augenblick gibt mir bald, hoffe ich, den Mut einen Teil abzutragen.

Und leben Sie beide schönstens wohl und gedenken mein, der ich zwischen alten Wänden, Rauchfängen und Feueressen eingeklemmt bin, gedenken Sie mein am offenen Fenster im Angesicht des Stroms in diesem Dezember Frühling. Am Familientage sei mein Gedächtnis unter den Ihrigen das herzlichste wunschreichste Lebewohl.

Jena, den 14. Dezember 1814. Goethe."

„Das Angekündigte" betraf eine Sendung Weins, die Willemer an Goethe hatte abgehen lassen. Im übrigen bedarf der Brief keiner Erklärung, weil es allen Lesern des Goethekalenders bekannt ist, daß Goethe sich von Ende Juli bis Ende Oktober in Frankfurt und Wiesbaden aufgehalten und auch mit Willemer und Marianne freundschaftlichst verkehrt hatte. Nur die Worte „Mit den Meinigen unterhalte ich mich oft von ... Ihrem Glück", die sich auf die am 27. September 1814 vollzogene Heirat Willemers und Mariannens beziehen, machen eine Erörterung wünschenswert, weil Emil Ludwig in seinem unten

besprochenen Buch: Goethe, Geschichte eines Menschen, die Heirat in Zusammenhang mit Goethe bringt. Er sagt (Bd. 3, S. 161): „Willemer muß die Gefahr des Herzens Mariannens rasch erkannt haben: denn 9 Tage, nachdem Goethe bei ihnen eingetroffen, macht er Marianne, die seit so vielen Jahren die Seine war, zu seiner legitimen Frau! Diese Eile, mit der sich der Hausherr die Freundin plötzlich sichert, ist gewiß der schnellste und unerwünschteste Erfolg, den Goethe je bei einer Frau errungen.“ Nun hat aber Goethe im Jahre 1814 überhaupt nicht bei Willemer gewohnt; er hat am 5. August Willemer und Marianne in Wiesbaden getroffen, ihnen dann am 18. September auf der Gerbermühle einen Besuch gemacht, wo Marianne nicht zugegen war und diesen Besuch am 21. September wiederholt. Aus dieser einmaligen Begegnung zieht Ludwig einen solchen Schluß! Schon am 24. September ging der Dichter nach Heidelberg, von wo er am 10. Oktober zurückkehrte. Inzwischen, am 27. September, fand die Hochzeit Mariannens und Willemers statt, an der Goethe, wie sich hieraus ergibt, nicht teilnehmen konnte. Willemer hatte die Heirat gewiß schon längst geplant. Denn böse Zungen hatten den alten Witwer und das jugendliche, schöne Mädchen ins Gerede gebracht. Creizenach, der beste Kenner der Verhältnisse, bemerkt dazu in seiner Ausgabe des Briefwechsels: „Willemer führte aus Neigung wie um des Wohlanstandes willen, dazu unter Billigung der Töchter und Schwiegersöhne, Marianne Jung als seine dritte Gemahlin zum Altar.“ Aber Ludwig sieht, wie sich schon aus der oben zitierten Stelle ergibt, in dieser Heirat eine Legitimierung eines langjährigen Konkubinats, eine Behauptung, die geeignet ist, das schöne Bild, das von dieser ausgezeichneten Frau in dem Herzen eines jeden Goethefreundes lebt, zu trüben. Er weiß auch zu erzählen, daß Willemer Marianne von ihrer Mutter „recht eigentlich abgekauft habe“, während Creizenach nur berichtet, daß der Theaterfreund die

16jährige Schauspielerin im Jahre 1800 in sein Haus, um sie mit seinen Töchtern zu erziehen, aufgenommen und ihrer Mutter zur Entschädigung für die Vorteile, die sie aus der Bühnentätigkeit Mariannens zog, 2000 Gulden bezahlt habe. Jedenfalls geht es nicht an, einer Frau, zumal wenn sie sich selbst nicht mehr verteidigen kann, ein unsittliches Verhältnis zuzuschreiben, ohne Beweise dafür herbeizubringen. Mir fiel freilich dabei die Weigerung Goethes ein, sich sein Gedicht „Der Gott und die Bajadere" von Marianne vorsingen zu lassen. „Er fürchtete, es würde sie zu sehr ergreifen, weil es fast ihr eigenes Schicksal wäre."

Ein merkwürdiges Ereignis aus dem Jahre 1822.

Das merkwürdige Ereignis, von dem hier gesprochen werden soll, betrifft die Goethische Übersetzung der Satire Diderots: Le neveu de Rameau. Diese Arbeit Goethes ist leider so sehr der Vergessenheit anheimgefallen, daß es zum Verständnis des folgenden für manche Leser eines kurzen Vorwortes bedürfen wird. Der Neffe des berühmten französischen Musikers Rameau ist nicht, wie man früher annahm, eine fingierte Persönlichkeit; er hat wirklich gelebt, und zwar in Paris, im 18. Jahrhundert. Diderot erwählte sich diesen Zyniker und Parasiten, der seine reichen Gaben des Geistes, Scharfsinn, Witz und Kunst in den Dienst des Magens stellte und mit dieser Gesinnung schamlos prahlte, zum Helden seines satirischen Dialogs, um den Charakter seiner Zeit, jene wunderbare Mischung tiefster Verderbtheit und höchster Pflege der Kunst darzustellen und um sich an den schmähsüchtigen Gegnern der „Enzyklopädie" zu rächen. Als Diderot im Jahre 1784 starb, kam seine Bibliothek und zugleich ein Manuskript des damals noch nicht gedruckten Dialogs Le neveu de Rameau in den Besitz der Kaiserin Katharina nach Petersburg. Der damals dort lebende Jugendfreund Goethes, Maxi-

milian Klinger, ließ eine Abschrift verfertigen und gab sie 1804 dem Schwager Schillers, Wolzogen, bei dessen Aufenthalt in Petersburg, nach Weimar mit. — So wurde auch Goethe mit dem Manuskript bekannt. Was ihn veranlaßte, sich der großen Arbeit einer Übersetzung des Dialogs Diderots ins Deutsche zu unterziehen, das hat er selbst in den Amerkungen gesagt. „. . . Indem Diderot für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vorteil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser seine literarischen Feinde als eben der gleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen. . . . Das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, wie erfunden. . . . Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publikum auch dieses baldigst mitzuteilen; als das klassische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger, unberührter Gestalt hervortreten." Fast zwei Jahrzehnte mußte Goethe warten, bis sich sein Wunsch erfüllte. Es ist in diesem Jahre gerade ein Jahrhundert her, daß das Diderotsche Werk in französischer Sprache in Paris erschien, herausgegeben von Vicomt de Saur und de Saint Géniès. Wie groß war das Erstaunen Goethes, als er in dem Werke, das sich als Diderots Original ausgab, eine Rückübersetzung seiner eigenen deutschen Übersetzung entdeckte. Er war großmütig genug, in seiner Anzeige der Schrift in „Kunst und Altertum" die Handlungsweise der beiden Franzosen als humoristische Schelmerei und die Arbeit als wohlge-

raten — „nach dem Urteil von Pariser Freunden“ — zu bezeichnen. Nun hat aber Rudolf Schlösser in seiner Schrift „Rameaus Neffe“ (1900) den Beweis geführt, daß der Leichtsinn und die Liederlichkeit der beiden Übersetzer jeder Beschreibung spottet.“ Und dasselbe gelte von der 1823 in Paris erschienenen Übersetzung der Noten Goethes zu Rameaus Neffen, durch dieselben Autoren: Des hommes célèbres de France au dixhuitrième siècle, et de l'ètat de la littérature et des arts ... par M. Goethe; traduit de l'Allemand par M. M. de Saur et de Saint-Géniès, et suivi de notes des traducteurs destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importants les idées de l'auteur. Schlösser nennt nach sorgfältiger Vergleichung dieses Buch ein wahres „Muster von Liederlichkeit, Frechheit und Unwissenheit“. Die Befriedigung darüber, daß seine Schriften auch in Frankreich bekannt würden, war wohl die Ursache, daß Goethe dem Wunsch seines Freundes, des Grafen Reinhard, willfahrte, eine freundliche Besprechung des Buches abzufassen. „Man dürfe,“ so war seine Meinung, „fremde Nationen, die an unserer Literatur endlich teilnehmen, uns übersetzen, über uns urteilen, nicht durch Härte zurückweisen, sondern durch Schonung und Freundlichkeit nur mehr anlocken.“ Er ließ sie in dem Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode (1823, Nr. 45) abdrucken, freilich vorsichtigerweise, ohne sich zu nennen. Unterdessen hatte der Herausgeber der sämtlichen Werke Diderots, Brière bei dessen Tochter eine Kopie des Originals des Dialogs Rameaus Neffe, die 1760 unter den Augen Diderots verfertigt worden war, gefunden und veröffentlicht. In ihrer Bedrängnis suchten Saur und Saint-Géniès die eine literarische „Kühnheit“ durch eine andere wieder gut zu machen und erklärten den Brièreschen Text für gefälscht und ihren Text für das Original. Deshalb wandte sich Brière am 27. Juli 1823 an Goethe mit der Bitte um seine Entscheidung. Dieser zögerte nun nicht

den wahren Sachverhalt mitzuteilen (16. Oktober 1823). Freund Zelter teilte er später seine wahre Meinung über das Machwerk der Franzosen mit: „Wie jämmerlich haben sie meine Noten von Rameau durcheinander entstellt und gemischt. Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben.“ Gerade auf diese Noten und Anmerkungen hatte er die größte Sorgfalt verwendet. Denn es lockte ihn diese Zeit, die den meisten in der Revolutionsepoche aufgewachsenen Mitlebenden unbekannt, fast unverständlich war, zu schildern und ihren sozialen, politischen und künstlerischen Hintergrund darzustellen.

Aus der neuesten Goetheliteratur.

Zu den anmutigsten Episoden in Dichtung und Wahrheit gehört die Schilderung des Dresdner Aufenthalts des jungen Dichters im März 1768. Seinem wunderlichen Wirt hat er hier eine so liebevolle Charakteristik gewidmet, daß wohl jeder gern erfahren möchte, wer denn eigentlich dieser humorvolle Schuster, den Goethe später in seinem „Ewigen Juden“ hat verewigen wollen, gewesen ist. Moritz Stübel in Dresden glaubt ihn gefunden zu haben und führt den Beweis für seine Behauptung in der Schrift: Goethe, Schuster Haucke und der Ewige Jude (Dresden Lehmannscher Verlag, 1920). Durch einen Zufall kam dem Verfasser im Archiv des Amtsgerichts in Dresden-Altstadt ein Aktenstück in die Hände, das die Aufschrift trug: „Acta publica, den enthusiastischen Schuhmacher Johann Friedrich Haucken in Friedrichstadt (Dresdner Vorstadt) betreffend. Ergangen beim Amte Dresden 1774.“ Die Schilderung, die hier von dem „enthusiastischen Schuhmacher“ gegeben und aus anderen Quellen noch ergänzt wurde, brachte ihn auf die Vermutung, den Goethischen Dresdner Schuster vor sich zu haben. Folgende Ähnlichkeiten konnte er feststellen: Beide, Haucke und der Wirt Goethes in Dresden waren

Schuster in der Vorstadt, beide arm, beide wunderlich, nachdenklich, fromm, beide drückten sich gern in Bibelsprüchen aus und waren schreibselig und, was für einen Handwerker merkwürdig und selten war, im Briefschreiben sehr bewandert. Es stimmt zwar manches in der Eigenart des Schusters Haucke nicht überein mit der Schilderung in Dichtung und Wahrheit, und der Goethische „Ewige Jude" hat von ihm gar nichts, aber Stübel meint wohl mit Recht, es wäre doch merkwürdig, wenn es in der Dresdner Vorstadt in derselben Zeit sollte zwei so sonderbare Schuster und Käuze gegeben haben. Stübel will auch das Haus, in dem Goethe gewohnt hat, gefunden haben. Das wäre nicht unwichtig, weil der Dichter gerade dem Hause und dem malerischen Hofe, dessen Seitengebäude ihn wie ein niederländisches Gemälde anmuteten, sein Interesse geschenkt hat. Der Verfasser sagt nun von dem Hause (Friedrichstraße 5), das er als Hauckes Wohnung nachgewiesen hat und das noch erhalten ist: „Steht man im Hofe von Friedrichstraße 5, die Goethische Schilderung im Gedächtnis, so fällt es nicht schwer, sich ebenfalls in niederländische Stimmung zu versetzen. Auch das Äußere des Hofes und seine Gebäude rufen Gemälde von Ostade oder Teniers vor das Auge, und man überredet sich gern, daß hier der jugendliche Goethe geweilt und hinter dem kleinen Fensterchen des niedrigen Seitengebäudes schalkhafte Gespräche mit seinem Schuster geführt hat."

Die Frage nach der Wohnung Goethes in Dresden führte Pfarrer Blanckmeister (im Dresdner Anzeiger 1920, Nr. 559) ihrer Lösung näher. Goethe erzählt, daß sein Stubennachbar in Leipzig, der Theologe Limprecht, ihn an den Dresdner Schuster als seinen Verwandten empfohlen habe. Könnte man nun eine Verwandtschaft zwischen Haucke und dem aus Grimma gebürtigen Johann Christian Limprecht feststellen, so wäre der Erweis gebracht. Eine solche Verwandtschaft hat Blanckmeister freilich nicht nach-

gewiesen, aber wohl, daß ein Schneidermeister Haugk bei einem Limprecht in Grimma 1737 Pate gestanden hat. Solches geschah aber, wie er behauptet, damals nur unter Verwandten.

Als Goethe auf der Reise in die Schweiz 1779 Lili, Friederike und andere Freundinnen besuchte, schrieb er an Frau von Stein: „Die schöne Empfindung, die mich beglückt, kann ich nicht sagen ... Diesen Weg her habe ich gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet." So laden auch in der Gegenwart den Goethefreund nicht weniger als vier von den „großen" Freundinnen Goethes zu Besuch und freundlichem Verkehr ein, und er wird, wie damals Goethe, nach dem Besuche sagen können: „Die Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge sieht."

Zu Goethes Leipziger Freundin führt uns das Buch von Jul. Vogel, Käthchen Schönkopf (Leipzig, Klinkhardt und Biermann, 1920). Er war der geeignetste Mann für eine Biographie Käthchens, was er durch sein Buch über Goethe in Leipzig erwiesen hat. Neues hat er, wie natürlich, nicht viel bringen können; er wollte auch nur alles, was über Käthchen bekannt ist, zusammenfassen und zu einem Lebensbild vereinigen. Freilich, daß die Geliebte ein Mädchen war, das Goethe zu heißer Leidenschaft entflammte, läßt sich aus dieser Darstellung nicht erraten. Als Anhang sind die Briefe Goethes an Käthchen abgedruckt. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr geschmackvoll.

Der Sesenheimer Freundin Goethes ist die Schrift gewidmet von Wilhelm Bode, Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. (Berlin, Mittler & Sohn, 1920.)

Wie es bei Bode nicht anders zu erwarten war, ist diese Schrift eine fleißige und sorgfältige Arbeit. Er bietet

darin, wie er selber sagt, „das Mark und den Saft aus hundert Aufsätzen und Büchern“. Im ersten Teil stellt er Friederikens „Erdenleben“ 1752—1813, insbesondere ihre Beziehungen zu Goethe und Lenz dar; der zweite nennt sich „das Wiederkommen oder auch Friederike in den Stuben der deutschen Gelehrten während eines Jahrhunderts“. Auch hier ist Gründlichkeit und Ausführlichkeit anzuerkennen, aber man kann doch den Wunsch nicht unterdrücken, es hätten die Verleumdungen, die Froitzheim und andere ehrenwerte Männer in die Welt gesetzt haben, nicht von neuem an die große Glocke — wie man ja bei der Verbreitung der Bodeschen Bücher sagen kann — gehängt werden sollen. Objektiv denkende Menschen haben sich mit Abscheu von ihnen abgewandt; so durfte man hoffen, daß sie der verdienten Vergessenheit anheimfallen würden.

Auch Werthers Lotte hat in diesem Jahre einen Biographen gefunden. Er heißt Oskar Ulrich, und sein Buch hat den Titel: Charlotte Kestner. Ein Lebensbild. Mit 10 Abbildungen. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1921.) Schon daraus ergibt sich, daß es sich nicht nur um eine schon so oft gebotene Darstellung der Wetzlarer Zeit Charlottens handelt, sondern um eine vollständige Biographie. Sie beruht auf sorgfältigen Studien handschriftlicher Quellen der Familie Kestner, der zwölf Kinder und der Enkel Lottens. Werthers Lotte hat sich in dem Herzen jedes Deutschen einen so festen Platz erworben, daß man auch gern von ihrem späteren Leben, das sie 1828 beschloß, Genaues wird erfahren wollen. Schon im Jahre 1800 Witwe geworden, hat sie auch in den schwersten Zeiten ihre Pflicht gegen ihre zahlreichen Kinder und Enkel oft über ihre Kraft erfüllt. Ihre sehr kühle Aufnahme von seiten Goethes bei einem Besuch in Weimar (1816) war ihr eine schmerzliche Enttäuschung.

Endlich tritt uns in dem Büchlein „Goethes Lili in ihren Briefen“, herausgegeben von Heinz Amelung

(Inselverlag), das prächtige Bild einer vornehm denkenden, nur für ihre Kinder lebenden Frau entgegen, die in den Stürmen der Revolution entschlossenen Mut bewiesen hat. In den hier ebenfalls abgedruckten Briefen von Goethe an Lili preist er ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit. Der letzte (vom 14. Dez. 1807) schließt mit den Worten: „Erlauben Sie mir zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle."

Im Anschluß an diese Biographien Goethischer Freundinnen sei erwähnt, daß der Herausgeber des Goethekalenders eine Auswahl Goethischer Liebesbriefe getroffen und veröffentlicht hat unter dem Titel Goethes Liebesbriefe, ausgewählt von Karl Heinemann (Leipzig, E. F. Amelangs Verlag 1920). Die Auswahl will das Unwesentliche und Zufällige ausscheiden und das rein Menschliche und Schöne vereinigen zu „Briefen der Liebe und Schönheit". Es gilt von ihnen, was Heine von Goethes Gedichten sagt: „Das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt." Anmerkungen am Schluß des vom Verlag geschmackvoll ausgestatteten Büchleins erläutern alles, was der Erklärung bedarf. Eben diesem Zwecke soll desselben Herausgebers Auswahl: Hundert Briefe Goethes, Briefe der Weisheit und Schönheit (E. F. Amelangs Verlag, 1919) dienen. Von den 16000 Briefen, die in der Weimarer Ausgabe gedruckt sind, erscheinen hier nur die, die durch Inhalt und Form von höchstem Werte sind. Briefe der Weisheit und Schönheit werden sie genannt, weil ein jeder von ihnen durch seine Weisheit uns bessert oder durch seine Schönheit uns entzückt.

Goethes Schweizerreisen. Tagebücher, Briefe, Gedichte, Handzeichnungen, herausgegeben von Hans Wahl. (F. A. Perthes in Gotha.)

Was der Direktor des Goethe-Nationalmuseums mit

diesem schönen Werke dem Goethefreund bietet, sagt er selbst in dem Nachwort: „Was der Jüngling, was der reisende und der gereiste Mann auf seinen Schweizer Fahrten, unmittelbar im Erlebnis stehend, seinem Tagebuch anvertraut, in chronologischer Folge mit den Briefen, die er aus der Schweiz an seine Freunde schrieb, durchwirkt mit den Versen, die ihm auf Schweizer Boden lebendig wurden, mit den Zeichnungen, die ihm die umgebende herrliche Natur ablockte, geschmückt." Von den vielen beigegebenen Handzeichnungen Goethes, die alle aus dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar stammen, ist neu das Bild vom Rheinfall. Eine Karte gibt genau die Reiserouten des Dichters an. Auf Einzelerläuterungen hat der Herausgeber verzichtet. Dafür gibt reichen Ersatz das geistreiche Nachwort, das schön und überzeugend darlegt, wie sich aus diesen schriftlichen Aufzeichnungen die ganze Entwicklung des Menschen und Dichters, des Jünglings und des 30- und 48jährigen Mannes erkennen und nachweisen läßt. — „Das Gefühlsfragment von 1775, das naturbeseligte Kunstwerk von 1779 und die bereits fast wissenschaftliche, feststellende und sammelnde Klarheit der Berichte der letzten Reise." Merkwürdigerweise fehlt jede Erwähnung des Vorläufers des Werkes, des 22. Bandes der Schriften der Goethegesellschaft.

Fr. W. Riemers „Mitteilungen über Goethe" vom Jahre 1841 sind den Goethefreunden so bekannt, daß ein Hinweis auf ihren Neudruck im Inselverlag für die Leser des Goethekalenders wohl genügte. Aber der Herausgeber Arthur Pollmer hat die Ausgabe zu einem in vieler Beziehung neuen Werke umgestaltet. Ausgeschieden wurde alles, was heute nicht mehr „Mitteilung aus erster Hand" ist und jetzt in den Werken, Briefen oder Tagebüchern gedruckt ist, ebenso wurden alle Abschweifungen, das unfruchtbar Polemische und die gelehrten Randglossen gestrichen, dagegen treten hier zum ersten

Male gedruckt hervor eine große Anzahl unter Riemers Papieren aufgefundener Stücke, so daß die Ausgabe sich mit Recht als eine Sammlung aller Goethischen, von Riemer überlieferten Aussprüche bezeichnen kann. Das Werk, das geeignet ist, Riemers Aufzeichnungen eine größere Verbreitung zu verschaffen, als sie bisher genossen haben, ist auch äußerlich würdig gestaltet und mit 23 Abbildungen geschmückt, die zum Teil aus der berühmten Sammlung Kippenberg stammen.

An Goethebiographien ist eher ein Überfluß als ein Mangel, und doch werden wir eine neue mit großer Freude begrüßen, weil sie als erster Freundschaftsgruß nach dem Kriege aus Italien zu uns kommt. Benedetto Croce, der berühmte, auch in Deutschland hochgeschätzte Ästhetiker, jetzt italienischer Kultusminister, der uns während des Krieges seine freundschaftlichen Empfindungen nicht entzogen hat, hat sie geschrieben, Julius Schlosser übersetzt (Wien, Amaltheaverlag). Es ist wohl das erste Wort des Dankes nach dem Kriege an Deutschland für das, was seine großen Männer Italien gegeben haben. „Als ich mich," sagt Croce in der Vorrede, „in trüben Tagen des Weltkrieges wieder in Goethes Werke vertiefte, gewann ich aus ihnen soviel Erleichterung und Erquickung, wie sie mir wohl kein zweiter Dichter in solchem Maße hätte gewähren können; und das regte mich an . . ." Schon deshalb werden wir dem Buche, das natürlich ursprünglich nur für Italiener geschrieben war, unsern Anteil gönnen, aber abgesehen davon ist es sehr belehrend, zu sehen, wie sich das Bild Goethes in dem Kopfe eines gelehrten Ausländers malt und was der Italiener alles gegen die deutschen Goetheforscher auf dem Herzen hat. Goethebiographie ist nicht der richtige Titel für das Werk. Man könnte es treffender 15 Aufsätze über Goethes Leben und Wirken von Werther bis zum 2. Teil Faust nennen. Selbstverständlich geht der große Ästhetiker seine

eigenen Wege und setzt sich oft in Widerspruch mit den deutschen Goethephilologen. So z. B. behauptet er, daß man den Aussagen der Dichter und darum auch Goethes über ihre Werke nicht trauen dürfe, gerade wie Sokrates einmal erzählt, daß auf seine Fragen über Dichtungen seiner Zeit die Hörer und Leser viel bessere Antworten gegeben hätten als der Dichter selbst. Aber vielleicht steckt ein Scherz dahinter. Denn Croce ist ein humorvoller Mann, wie das am besten in dem köstlichen Kapitel: „Der Schulfuchs Wagner“ zutage tritt, der mit den Worten beginnt: „Ich muß bekennen, daß ich für Wagner, den Famulus Doktor Fausts, eine gewisse Zärtlichkeit empfinde.“ Besonders eindrucksvoll ist, was Verfasser über die Gretchentragödie zu sagen weiß. Hier denkt und fühlt er ganz deutsch. In dem Epos Hermann und Dorothea findet er freilich manches was uns lieb und wert ist, gekünstelt und stilisiert, aber die Einwendungen des feinsinnigen Ästhetikers sind gewiß der Erwägung und Prüfung wert. Sein Nachweis, wie sich die „theatralische Sendung“ zu den „Lehrjahren“ Wilhelm Meisters wandeln mußte, ist überraschend und überzeugend. Ganz neu für die meisten deutschen Leser und lehrreich für alle wird der Anhang: „Goethe im Urteil der Italiener“ sein.

K. J. Obenauer, Goethe in seinem Verhältnis zur Religion. (E. Diederichs, Jena 1921.)

Vor den andern zahlreichen Behandlungen desselben Themas zeichnet Obenauers Schrift sich durch eine große Stoffülle — leider auch ohne Quellenangabe — aus und durch ein ehrliches ignoramus. Er verzichtet darauf, aus einer Auswahl von Aussprüchen, mit denen ebenso viele andere in Widerspruch stehen, Goethes Anschauung auf ein bestimmtes religiöses Bekenntnis festzulegen, und behandelt sein Thema unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung durch die vier Lebensalter hindurch, vom kindlichen Realisten zum Idealisten, Skeptiker bis zum Greise, der zur

Mystik neigt. Geistreich und wissenschaftlich erörtert er diese Entwicklung in den sechs Kapiteln: Der junge Goethe; Gott und Natur; Unsterblichkeit; Christus und das Christentum; Urreligion; Der Mensch. Daß bei einem so schwierigen Thema nicht alle Rätsel sich lösen, ja manche sich erst knüpfen, ist selbstverständlich. Näher auf Einzelnes einzugehen, ist hier nicht möglich. Aufgefallen ist mir, daß der Verfasser bei dem Gedicht Prometheus nicht der Erklärung Walzels Erwähnung tut, nach der das Gedicht die Absage Goethes an die Annahme eines persönlichen Gottes bedeutet. Schön schließt das Ganze mit der Verherrlichung Goethes als des Christen der Tat, für den „die Frömmigkeit nicht Zweck war, sondern ein Mittel, um durch reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu kommen".

Ernst Michel, Weltanschauung und Naturdeutung. Vorlesungen über Goethes Naturanschauung. (Jena, Eugen Diederich, 1920.)

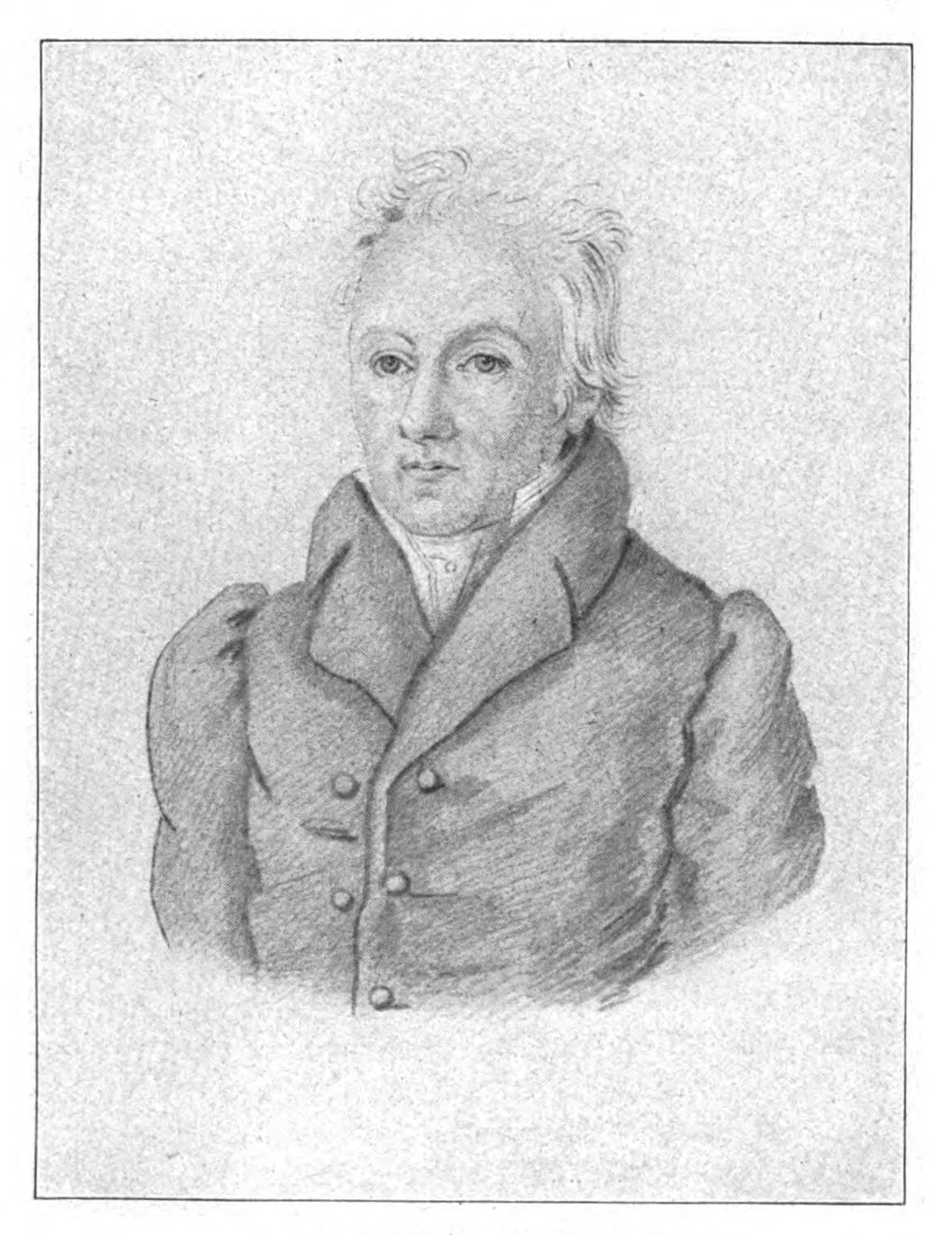
M. faßt die Natur- und Gottesanschauung Goethes so auf: „Worin sein persönlichstes Leben ankerte, das war die für ihn letztmögliche Erfahrung, daß seine individuelle Existenz die symbolische sinnbildliche Darstellung und Auswirkung einer göttlichen Ideenwelt sei, und daß diesem individuellen Kosmos, der dem inneren Blick sich offenbart, ein zweiter Kosmos, die Natur, das All, das Universum gegenübersteht, das ebenfalls eine symbolische göttliche Offenbarung ist und sich dem nach außen gerichteten Blick offenbart . . . Das Urbild lag für Goethe, nicht wie für Plato, in einem Jenseits, es ist da, es wirkt sich aus, will dem Menschen sich aufschließen. Die reine irdische Offenbarung des Urbildes . . . nennt Goethe das Urphänomen . . . Das sittliche Urphänomen, der Mensch . . . und das physische Urphänomen, die Natur . . . sind verbunden in einer letzten, höchsten Harmonie, für die Goethe das symbolische Wort Gott-Natur hat." Mit dieser religiösen Anschauung hängt, wie Verfasser sagt, Goethes Tätigkeit als Natur-

forscher aufs engste zusammen. Sie geht darauf aus, „die vielgestaltige Natur von dem Urphänomen aus in ihrer göttlichen Durchwirktheit durchsichtig zu machen". Goethe kann uns den Weg weisen zu einer „Wiedergeburt der Wissenschaft aus dem Geiste der Religion", wofür der Verfasser auch in seinen anderen Schriften kämpft. Ihm ist der große Dichter ein Vertreter der Weltanschauung, die die Weltanschauung der zukünftigen Geschlechter sein wird.

Emil Ludwig, Goethe, Geschichte eines Menschen (Cotta, Stuttgart).

Dies große dreibändige Werk ist das Goethebuch des Jahres. Es ist nicht etwa zu dem vorhandenen Dutzend Goethebiographien die dreizehnte, sondern es baut sich auf der bisherigen Goetheforschung auf, um etwas ganz Neues zu schaffen, die Darstellung eines Menschen, der Goethe hieß, „ohne Zeitschilderungen oder moralische Maßstäbe". Nicht der große Dichter, nach seinen Werken dargestellt, tritt hier in die Erscheinung, sondern die Seele des Menschen Goethe und ihr Schicksal wird geschildert. Als sein Ideal bezeichnet der Verfasser: „Historische Wahrheit eines Kalenders, psychologische Wahrheit einer Dichtung." Während die anderen Biographien Kommentare zu Goethes Werken sein wollen, sind für Ludwig die Werke des Dichters nur eines der vielen Mittel seiner Darstellung „Ein Brief Goethes an seinen Diener", wie der Verfasser selber sagt, „eine Kritik, sein Blick auf einem Bilde, der Gestus eines Abschiedes, die Form einer Unterschrift können reiner zur Deutung des Menschen führen als Claudine, Cellini oder die Achilleis."

Die bisherigen Lebensbeschreibungen des Dichters beginnen mit einem Genie und enden mit einem Glücklichen, Ludwig will „den sechzigjährigen Kampf darstellen, den der Genius mit einer höchstgefährdeten Seele führt, um nach gewaltigen Opfern am Ende zu siegen". Er zerstört das Bild des mit allen Gütern gesegneten Günst-



Carl Friedrich Zelter.
Bleistiftzeichnung von Marianne Chodowiecka.
Sammlung Kippenberg in Leipzig.

lings des Glückes, des erhabenen leidenschaftlichen Olympiers oder des fehlerlosen Übermenschen, indem er nur ein Ziel vor Augen hat, nachzuweisen, was Goethe an den Helden des Biographen Plutarch preist, „daß sie eben alle Menschen gewesen". In zwölf großen Epochen wird dies gewaltige Leben von der Leipziger Zeit an bis zum Tode vor uns entrollt, in jeder aus den tausend Quellen die Stimmung der Seele erschlossen und in jeder das Leben und Schicksal als Ergebnis des Kampfes zwischen Genius und Dämon erwiesen. Meist wird das Kapitel mit einer romanhaften Skizze eröffnet, die feuilletonistisch anmutet, aber man würde dem Verfasser Unrecht tun, sein Werk ganz als Roman anzusehen; er hat sich in bewundernswerter Weise in die Werke und die Existenz Goethes eingelebt und vielen Zeugnissen Sprache verliehen, die für seine Vorgänger stumm waren. Er ist ein selbständiger Forscher, dem wohl „das von anderen Gefundene nicht weniger sein ist", der es aber oft durch seine geistreichen Kombinationen und Schlüsse erst nutzbar macht. Die Fülle des Neuen und Überraschenden, die sich über den immer in größter Spannung gehaltenen Leser ergießt, ist so groß, daß man ein neues Buch schreiben müßte, um Zustimmung oder Zweifel Ausdruck zu geben. Auf die landläufigen allgemein geltenden Anschauungen ist Ludwig besonders schlecht zu sprechen, und es gibt wohl kaum eine Seite, wo er nicht mit seinem Widerspruch hervortritt. Doch mag man dem nun beipflichten oder nicht, immer weiß er den Leser durch glänzenden Stil, geistreiche Kombinationen, eine ganz einzig dastehende Beherrschung der Quellen, zu fesseln. — Dem Kritiker macht er freilich seine Arbeit schwer, da er auch bei den entlegensten Beweisstellen auf die Angabe des Fundortes verzichtet. Bei einem so gewaltigen, das ganze Leben Goethes umfassenden Material kann hier von einer eingehenden Kritik nicht die Rede sein. Wir können nur aus der großen

Fülle einige zufällig gewählte Beispiele herausgreifen, um zu zeigen, welche Überraschungen des Lesers warten: Goethe hat 1793 seine Mutter nur besucht, weil er ihr nicht ausweichen konnte. Schiller ist der Aristokrat und Hofmann, der praktische, geschäftlich wohl gewandte Schriftsteller, der ein breites Haus führt und seinen gedanklichen Idealismus als handelnder Mann ins Gegenteil verkehrt. Er ist ein Freund Goethes gewesen, aber ein Freund mit einem großen Fragezeichen. Das Entscheidende, was Goethe an ihm gewinnt, ist der geniale Zuhörer. Goethe war kein wohlhabender Mann. Den größten Teil seines Lebens war er auf sein Gehalt angewiesen, das vom 36. bis zum 66. Lebensjahr 1600 Taler jährlich betrug, er ist öfters in pekuniären Schwierigkeiten und muß einmal sich sogar von seinem Diener Geld borgen. Erst in seinem 60. Lebensjahre erbte er die Hälfte des väterlichen Nachlasses, nominell etwa gegen 50000 Mark. Sechsmal ist der Dichter vor einem weiblichen Wesen geflüchtet, von Leipzig, Sesenheim, Frankfurt, Wetzlar, Heidelberg und Jena. Und auch trotz der vielen heißen Liebesbriefe an Frau von Stein aus Italien sieht Ludwig in der Flucht vor ihr den Hauptgrund seiner Reise nach Italien; er muß dann freilich eine Kleinigkeit in dem letzten Briefe vor der Abreise ändern. Goethe schreibt hier von dem „Leben mit dir", dazu setzt Ludwig in Klammern (d. h. ohne dich). Mit Christiane hat Goethe sich verbunden, nicht obgleich, sondern weil sie ungebildet war. Mit Marianne Willemer allein von allen Freundinnen ist Goethe in Verbindung geblieben, weil er sie nicht wieder gesehen hat. Alma, die Enkelin, hat kaum Goethisches Blut in ihren Adern, wozu Ludwig die ironische Äußerung des Dichters hinzufügt: das Kind erinnere ihn an ausländische sowie inländische Freunde. Napoleon und Hafis waren die Höhepunkte der zweiten Lebenshälfte. Des Epimenides Erwachen ist eine Apotheose Napoleons. Der Tod Byrons ist der eigentliche Anlaß zur Entstehung des zweiten Teils Faust.

Nun mag noch ein kurzes Zitat folgen als Probe des Stils, der dem Verfasser eigen ist. Zu dem Gedicht über Schillers Schädel, sagt Ludwig: „Wann hat ein Forscher mit begnadeterem Auge in den Trümmern des Lebens die Spuren der Verwandlung erspürt? Wann hat ein Künstler sie glühender besungen, den kalten Schädel in der Hand? Wann hat ein Freund sich aller Zartheit und Erinnerung mutiger entschlagen und nur das ewig Wirkende dort gefühlt, wo sonst der Überlebende weint oder schaudert? Nirgends dringt belebender als hier der heiße Strom aus Goethes letzten Allgemeingefühlen über das Eis seines unpersönlichen Denkens."

Obenauer spricht in seinem oben besprochenen Werk den Wunsch aus, es möchte ein Buch geschrieben werden, um das Bild des leidenschaftlich in der Hochspannung aller inneren Kräfte zwischen den zwei Richtungen seines Lebens kämpfenden Menschen zu zeigen, der „mit dem Haupt im Himmel weilend fühlt der Erde niederziehende Gewalt". Ludwig hat dieses Buch geschrieben.

Dieses große Lob darf aber dem Werke nicht uneingeschränkt gezollt werden. Es ist dem Verfasser nicht immer darum zu tun, die Wahrheit zu ergründen, als vielmehr etwas Neues, Überraschendes, Interessantes und Geistreiches zu sagen. Dasselbe, was man Heinrich Heine zum Vorwurf gemacht hat, er gebe um eine geistreiche Bemerkung oder einen Witz seine Seele preis, könnten wir auch von Ludwig sagen. Man darf ihm nicht rückhaltlos Glauben schenken, sondern muß jede seiner, ohne Angabe der Quellen ausgesprochenen Behauptungen auf ihre Berechtigung nachprüfen. Daß wir dem Verfasser mit diesem schweren Vorwurf nicht Unrecht tun, glauben wir auf S. 99 f. dieses Goethekalenders erwiesen zu haben.

Liest man die ersten Zeilen von Klara Hofers Buch Goethes Ehe (Stuttgart, Cotta 1920): „Es ist Betrug, was man von Goethes Olympiertum schreibt. All seine

göttliche Heiterkeit ist Maske gewesen, der Welt gegenüber mit Erhabenheit getragen. Dahinter sitzt das große Grauen", so möchte man glauben, noch bei Ludwig oder Obenauer zu verweilen, obgleich die drei Bücher ganz unabhängig voneinander und gleichzeitig geschrieben sind. Goethe, der Dämon, der Paria, der körperlich und seelisch Verseuchte, ist zur Zeit Trumpf in der Goetheforschung. Ludwig spricht von einem Kampf zwischen dem Genius und dem Dämon, in dem der Genius siegreich hervorgeht, aber Frau Hofer nimmt das Allzuirdische und Niedrige als vorhanden an, ohne zu sagen, was denn Goethe eigentlich Böses verbrochen habe, und führt es auf den Einfluß Christianens zurück. So braucht denn ihre Verehrung für den Mann, „an dem man mehr gesündigt als er sündigte", nicht zu leiden. Als Folie für den Teufel Christiane wird auf mehreren hundert Seiten der Engel Frau von Stein charakterisiert. Natürlich ist hier, wie immer bei Frauen, das Wichtigste, was doch für Goethes Dichtung ganz nebensächlich ist, die Beantwortung der Frage: Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Für Frau Hofer ist der Frau von Stein angeborene Seelenadel der Hauptgrund für die Reinheit ihrer Beziehungen zu Goethe. Es erinnert mich das an die Logik des Großherzogs Karl Alexander. Bei den Audienzen, die er Goetheforschern gab, war eine seiner Lieblingsfragen: Wie denken Sie über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein? Er pflegte die Antwort nicht abzuwarten, sondern mit erhobener Stimme fortzufahren: Ich kann es beweisen, daß das Verhältnis nur freundschaftlicher Natur gewesen ist. Denn einmal war Frau von Stein eine edle Natur, und zweitens dachte meine Großmutter, die Herzogin Luise, in solchen Dingen so streng, daß sie nie ein unsittliches Verhältnis in ihrer Nähe geduldet hätte. Aber lassen wir Frau von Stein und verfallen wir nicht in den Fehler der Verfasserin, die ihr Thema glücklich auf S. 273 beginnt. Über das Unglück seiner Ehe hat Goethe

sich im Jahre 1821 Schubarth gegenüber, der seinem Beispiel folgen wollte, ausgesprochen: „Jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, wiegt immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden auf, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, einhergehen, und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Notwendigkeit empfinden.“ Aber Frau Hofer sieht nicht in den Verhältnissen, sondern in Christiane die Ursache des Unglücks. Seit der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Christiane hatte sich das Urteil über sie sehr zu ihren Gunsten gewendet. Von der „ungebildeten Köchin“ rückte sie empor zur tüchtigen Lebensgefährtin Goethes und wackeren Hausfrau. Mancher ihrer Verehrer wollte sogar in Goethes freiem Bunde eine ideale Ehe erkennen und zur Nachahmung empfehlen. In Klara Hofers Buche tritt nun die Reaktion ein. Was es nur an Vergehen und Lastern gibt, das wird der Armen vorgeworfen. Eine kleine Auswahl der Epitheta, die ihr beigelegt werden, mag das erweisen: dirnenhaft, prostituiert, negroid, hochmütig, selbstsüchtig, protzig, verschwenderisch, gefräßig und trunksüchtig, vergnügungssüchtig und tanztoll.

Nun wird der freundliche Leser glauben, daß er es mit unbewiesenen Behauptungen oder Verleumdungen zu tun habe. Aber damit würde er der Verfasserin schweres Unrecht antun. Sie bringt mit einer geradezu unheimlichen Kenntnis für alle ihre Behauptungen aus Briefen oder Berichten jener Zeit Belege. Sie will also Wahrheit darstellen, aber es ist subjektive Wahrheit, wie sich die Dinge im Kopfe der Verfasserin malen. Wenn z. B. Christiane Goethe bittet, wie es in ihrer Lage ganz natürlich war, ihre und seines Sohnes Existenz für seinen Todesfall sicherzustellen, so ist das für Frau Hofer ein Beweis für ihre

Habsucht. Selbst Frau Hofer freut sich über den natürlichen Ton der Briefe Christianens aus der ersten Zeit des Liebesverhältnisses, aber sie sieht darin nur weibliche Schlauheit. „So naiv ihre Briefe klingen, so gut weiß sie sich in Vorteil zu setzen, die Dinge zu drehen, hier Licht, dort Schatten zu geben: sie hat Goethe zu nehmen gewußt.“ Man möchte der Verfasserin die Worte entgegenhalten, mit denen Thoas Iphigenie warnt: Sprich unbehutsam nicht dein eigen Urteil. Für Goethes Dichtung ist die jedes geistigen Interesses bare Frau selbstverständlich, trotz der weit über 20 ihr gewidmeten Gedichte, ohne Bedeutung gewesen, und den am Todestage Christianens geschriebenen Versen:

Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen,

fügt sie die Worte hinzu: „Goethe hat recht: allen Gewinn seines großen Lebens hat er an sie gesetzt, die — ein Verlust war.“ Man sieht, Frau Hofers Buch muß mit Vorsicht genossen werden.

Mit dem kleinen Buch „Zu Goethes Faust (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1919) kündet A. Trendelenburg ein großes umfassendes Unternehmen an, eine Faustausgabe und Fausterklärung, wie sie trotz aller Erläuterungen noch nicht, wie der Verfasser meint, vorhanden ist. Einem jeden Akt soll eine Einleitung vorausgehen, die die Arbeit des Dichters, der auftretenden Personen, die Örtlichkeiten der Szenen, den Gang der Handlung schildert; ihr folgt ein eingehender Kommentar, der in Sprach- und Sacherläuterungen dem Bedürfnisse aller Leser gerecht zu werden hofft, der Nichtgelehrten, wie der Gelehrten. Die hier gebotene Probe, die sich mit den wichtigsten Fragen des 2. Teils beschäftigt, macht einen günstigen Eindruck. Der gelehrte Verfasser erweist sich überall als zuverlässiger Führer insbesondere durch „die klassische Walpurgisnacht“ und den „Mummenschanz“.

Schön ist was er im Kapitel: Die Mütter über Plato und Goethe berichtet. Seine Zweifel, ob Mistra wirklich das Vorbild für Fausts Ritterburg gewesen ist, erscheinen berechtigt.

Die Kunde von einem neuen Goethefund, der Dichtung von „Joseph und seinen Brüdern" aus der frühesten Jugend des Dichters, hat sich trotz der Sicherheit und Gewißheit, mit der der Herausgeber, Prof. Paul Piper in Altona, auftritt, als trügerisch erwiesen. Er hat das alte ihm von einer Dame vor 26 Jahren übergebene Manuskript, das gar keine Titelangaben enthielt, drucken lassen als: Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung (W. Gente, Hamburg 1920), obgleich er nicht den Schatten eines Beweises für seine Behauptung anführen konnte. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan."

Im Verlage des Goethekalenders wird in diesem Herbst ein Buch von Dr. Karl Bapp erscheinen, das unter dem hübschen Titel: Aus Goethes griechischer Gedankenwelt, vier Abhandlungen und zwar über Goethes Beziehungen zu Heraklit und Euripides, über seine archäologischen Arbeiten und seine Stellung zur homerischen Frage vereinigt. Eine Durchsicht des Manuskripts berechtigt mich, Freunde der Antike auf dies gediegene Buch aufmerksam zu machen, besonders auf die wertvolle Abhandlung über Goethe und Heraklit. Es war uns schon von Kennern der griechischen Philosophie versichert worden, „daß es kaum einen heraklitischen Leitsatz gebe, der sich nicht bei Goethe nachweisen ließe", aber diesen Nachweis im einzelnen bringt erst, und zwar in überraschender und geradezu erstaunlicher Fülle, Karl Bapp, der gleich gut bewandert ist in den Werken Goethes im weitesten Sinne, wie in den Fragmenten des großen griechischen Philosophen.

Unter den zahlreichen Sammlungen von Aussprüchen Goethes oder Goethebrevieren zeichnet sich die neueste, von Eduard Engel, unter dem Titel Die Weisheit Goethes (im Verlage von Hesse und Becker in Leipzig, 1921) her-

ausgegeben, durch zwei Vorzüge aus. Einmal ist zu rühmen die Reichhaltigkeit der Auswahl, die sich auf alles, was von Goethe überliefert ist, erstreckt, und ferner die Anlage der Sammlung, die nicht nach den einzelnen Werken im weitesten Sinne geordnet ist, sondern nach sachlichen Stichwörtern. So wird der Leser in den meisten Fällen und ohne große Mühe die Antwort auf seine Frage finden: Was sagt Goethe dazu oder wie dachte er darüber? Daß die meisten Aussprüche dauernden Wert in sich haben, braucht nicht erst bewiesen zu werden, bei manchen, wie z. B. bei den Aussprüchen unter dem Stichwort „Fürsten", möchte man sogar glauben, sie wären nicht vor 100 Jahren, sondern in jüngstvergangener Zeit geschrieben. Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll und befriedigt auch höhere Anforderungen.

Von dem bekannten Buche des Herausgebers des Goethe-Kalenders Goethes Mutter (Stuttgart, Alfred Kröner) wird in diesem Jahre die neunte Auflage, von seiner Goethebiographie in demselben Verlage die fünfte Auflage erscheinen.

Die Goethe fälschlicherweise zugeschriebenen Werke.

Von Dr. Fritz Adolf Hünich.

Als im April des Jahres 1775 Boie den auf einer Reise befindlichen Klopstock nach Eimbeck begleitete, hatte dieser den Einfall, den kleinen runden Boie dem dortigen Superintendenten Kaiser, einem seiner alten Freunde und sehr würdigen Manne, für Goethe auszugeben, als der er mit sehr vielem Respekt empfangen ward: „Selbst durch Eimbeck, wo man gar nicht liest", so schrieb Boie an Merck, „lief die Nachricht, daß Goethe da sei, wie ein Lauffeuer." Die Entwickelung machte hernach allen viel Spaß.

Wenn bei dieser Unterstellung die Beteiligten außer dem, mit dessen Ahnungslosigkeit und Gutgläubigkeit man rechnete, das Bewußtsein der Täuschung hatten, so sind in den Fällen, wo man Goethe die Verfasserschaft von Werken, die nicht von ihm herrührten, mit mehr oder minder berechtigter Überzeugung zuschrieb, meist andere Anlässe und Kräfte im Spiele. Obgleich in den damit verbundenen

Vorgängen anziehende literarhistorische Probleme enthalten sind, hat sich, soweit ich die Literatur überblicken kann, verwunderlicherweise bisher noch niemand mit diesem Thema beschäftigt, so daß ich meinen Versuch ein zum ersten Male behandeltes Kapitel der Goetheforschung nennen könnte. Ich will und kann auch nicht in annäherndem Sinne vollständig sein, vielleicht aber ergibt sich aus der Verarbeitung vielfach nur beiläufig gewonnener Aufzeichnungen doch ein Bild.

Die erste Voraussetzung zum Aufkommen von Irrtümern in der Beantwortung der Frage nach dem Verfasser eines literarischen Werkes ist dessen Pseudo- oder Anonymität. Während im 17. Jahrhundert die Schriftsteller sich hinter Anagrammen zu verstecken liebten, die durch Verstellung der Buchstaben ihrer Eigennamen entstanden waren, verschwiegen viele Dichter des 18. Jahrhunderts, aus den verschiedensten Gründen, unter denen die Scheu, vor der Öffentlichkeit als Dichter zu erscheinen, nicht der letzte gewesen sein mag, auf den Titeln der Bücher, die sie ausgehen ließen, ihren Namen überhaupt. Wenn schon Dichter von anerkanntem Range, wie Hagedorn, Gleim, Lessing und Klopstock, die Autorschaft an vielen ihrer Schöpfungen verheimlichten — was freilich vielleicht nicht immer ohne eine Regung von Eitelkeit geschah, da die Schrift ihres Griffels unverkennbar war —, um wieviel mehr mochte das Dichtergeschlecht Veranlassung dazu haben, das in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit kühner Formulierung und Anwendung neuer Normen für Leben und Kunst auftrat und mit der Gegnerschaft aller derjenigen rechnen mußte, denen es die Trägheit des Herzens oder die Eingefleischtheit ererbter Begriffe unmöglich machte, dem Aufschwung des Gefühls zu folgen und von landläufigen, lieb und bequem gewordenen Anschauungen und Gepflogenheiten abzulassen. Der Stil der jungen Genies, der völlig mit dem Herkommen dichterischer Auffassungs- und Gestaltungsweise, die die Regel und das Maß zum Gesetz erhoben hatte, brach, bildete bald in Worten und Gebärden eine neue Sprache aus, die sich keinem Zwange unterwarf, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Physiognomie der jungen Dichtergeneration, da jeder unter demselben Antrieb und mit den gleichen Mitteln arbeitete, in ihrer Gesamtheit eine Ausprägung erfuhr, die eine Vergemeinsamung der auszeichnenden Züge bedeutete, wodurch Verwechslungen natürlich begünstigt wurden. So war es denn noch nicht ein Zeichen von Unfähigkeit des zeitgenössischen Beurteilers, wenn er in Goethe den Verfasser von Werken vermutete, an denen dieser keinen anderen Anteil als den der Einwirkung durch sein großes Vorbild hatte. Von den Gleichstrebenden waren es besonders Lenz und Klinger, deren Werke vorzüglich für Goethische gehalten wurden. So begrüßte Schubart Lenzens Komödie „Der Hofmeister“ in der „Deutschen Chronik“ mit den begeisterten Worten: „Ich kann's allen aufgeklärten Deutschen zumuten, daß sie diese neue ganz eigentümliche Schöpfung unsers Shakespeare, des unsterblichen Dr. Goethe, schon werden gelesen, empfunden, angestaunt haben. Kann's ihnen auch zumuten, daß sie keinen Cicero brauchen, der ihnen die göttliche Natur dieses deutschen Torso anatomiere. Aber dir, Landsmann Schwabe! und dir, Nachbar Bayer! muß ich dies Werk vorlegen, mit der Faust drauf schlagen, und dir sagen: Da schau und lies! Das ist mal ein Werk voll deutscher Kraft und Natur. So mußt dialogieren, die Situationen anlegen, die Charaktere

bearbeiten, wenn du ein echter Deutscher sein — wenn du auf die Nachwelt kommen willst. Sind gleich die drei Einheiten des Aristoteles, diese Krücken für Lahme, nicht mit französischer Ängstlichkeit beobachtet worden, so entschädigt dich davor die ganze Zauberei des Genies, der volle Strom der Leidenschaft, altdeutsche Kraft und Macht." Ob Schubart so geschrieben haben würde, wenn er gewußt hätte, wer in Wirklichkeit der Verfasser war? Mit derselben Unbekümmertheit nannte er Klingers Erstlingswerk, das Trauerspiel „Otto", als von Goethe herrührend, in einem Atem mit „Erwin und Elmire" vortrefflich. Kritischer, als entschiedener Gegner Goethes und der Geniezeit, betrachtete der Reichs-Postreuter Albrecht Wittenberg den „Hofmeister", wenn er schrieb: „Herr Doctor Goethe, Verfasser sowohl dieses Stücks, als des Schauspiels: Götz von Berlichingen, hat sich unstreitig Shakespeare zum Meister genommen; aber er sollte ... bedenken, daß im Shakespeare erst der Anfang der dramatischen Kunst sei. Wir hätten nichts dagegen, wenn Herr Doctor Goethe diesem Dichter in seinen Schönheiten nachahmte; aber so ahmt er ihm auch in seinen Fehlern nach ..." Überhaupt war gerade beim „Hofmeister" die Unklarheit über die Person seines Verfassers groß: auch für Boie, Bürger, Klopstock, Voß u. a. galt eine Zeitlang Goethe dafür. Von Lenzens „Anmerkungen übers Theater nebst angehängten übersetzten Stück Shakespeares" urteilte der „Almanach der deutschen Musen": „Herr Goethe erfüllt hier alle die hohen Erwartungen, die das Publikum von ihm als Übersetzer des Shakespeare hatte, und man kann seinen Versuch eine wahre Palingenesie nennen." Auch seine Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" wurde, nach Erich Schmidts Angabe, in den Meßkatalogen Goethe zugeschrieben. Von Klingers Dramen wurde „Die neue Arria" Gleimen als von Goethe verfaßt bezeichnet, was er aber Heinse gegenüber als unmöglich ablehnte, worauf ihm dieser schrieb: „Die neue Arria ist bei Gott! nicht von Goethe, sondern von Klinger." Auch dessen „Zwillinge" figurieren in der zeitgenössischen Kritik unter den Stücken, die „von Herrn Goethe oder einem seiner Freunde" sind. Aus weiteren Anmerkungen Erich Schmidts entnehme ich, daß Goethe auch einmal, von Albertine von Grün, für die anonym erschienene „Geschichte Karl Ferdiners" von Johann Jakob Dusch, „wohl wegen einer äußerlichen Ähnlichkeit mit der ‚Stella'", als Verfasser in Anspruch genommen worden ist, und daß Heinrich Leopold Wagners sechsaktiges Schauspiel „Die Reue nach der Tat" von Rezensenten, darunter sogar Albrecht Wittenberg, für so meisterhaft befunden wurde, daß man auf Goethe als den Autor deutete.

Die Darstellung würde sich aber dem Vorwurf der Einseitigkeit aussetzen, wenn sie verschweigen wollte, daß von den Verwechslungen, wie sie hier nachgewiesen wurden, gelegentlich auch die jungen Genies außer Goethe betroffen worden sind: Dramen Klingers u. a. wurden Lenz und umgekehrt zugeschrieben, und selbst Tieck noch hat bekanntlich in seine Sammlung von Lenzens Schriften Klingers Trauerspiel „Das leidende Weib" — über fünfzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen — aufgenommen, im guten Glauben, daß Lenz sein Verfasser gewesen sei.

Selbst Lessing ließ sich täuschen, als er das Trauerspiel „Julius von Tarent" von Leisewitz für ein Werk Goethes hielt. Über das

Irrige dieser Annahme belehrt, soll er — ich beziehe mich dabei auf Woldemar von Biedermanns Aufsatz über Goethe und Lessing — ausgerufen haben: „Desto besser! Dann haben wir zwei Männer, die so etwas machen können!“

In Julius von Sodens Wochenschrift „Potpourri für Damen“ wurde angezeigt: „Goethe, vom Selbstmord, eine Abhandlung eines deutschen Philosophen. 8. 1775“, wobei ich aber, da mir nur die Angabe im Katalog der Bibliothek Weisstein, unter Nr. 1572, vorliegt, dahingestellt sein lassen möchte, ob durch den Namen Goethe der Verfasser oder die Zugehörigkeit dieser Schrift zum Stichwort Goethe [-Werther] bezeichnet werden sollte.

Mit dem Buche „Brelocken an's Allerlei der Groß- und Kleinmänner“, als deren Verfasser die Schweizer Sulzer und Hottinger genannt werden und worin Friedrich Heinrich Jacobis „Allwill“, ein philosophischer, in der „Iris“ und im „Teutschen Merkur“ veröffentlichter Roman, wenn er allenfalls von Goethe sei, da weit von der simplen, individuellen Natur seiner ersten Werke entfernt, getadelt wird, befinden wir uns im Kampfgebiet der Literatur der siebziger Jahre, wo zwischen den Angehörigen zweier feindlicher Welt- und Kunstanschauungen, in Angriff und Abwehr wechselnd, die unblutigsten, aber darum oft nicht minder verletzenden Fehden ausgetragen wurden. Auch hier ist es wieder Goethe, der sich, nach dem gegen Wieland und seine Götter und Helden gezückten Blitzstrahl, wiederholt den Verdacht der Autorschaft ähnlicher kampflustiger Herausforderungen zugezogen hat, selbst dann, wenn der Mangel an Temperament und Geist darin diese Bestimmung hätte ausschließen sollen. Das berühmteste Beispiel hierfür ist die gegen die Feinde Werthers gerichtete Farce „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ von Heinrich Leopold Wagner, die, in der von Goethe gegen Wieland gebrauchten Manier gedichtet, von den meisten seiner Zeitgenossen, darunter Boie, Herder, Lichtenberg, Nicolai, nicht aber Heinse und Friedrich Heinrich Jacobi, für sein Werk angesehen wurde, so daß er veranlaßt war, diesem Irrtum öffentlich in einem gedruckten Sendeblatt entgegenzutreten, dessen Wortlaut zugleich eine Erklärung der Ursache zu dieser wie mancher anderen Unterstellung bietet: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zutun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko, ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen, und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennenzulernen.

Frankfurt, am 9. April 1775. Goethe.

Doch der in dem Possenspiel als Orang-Outang angegriffene Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai, der selbst eine Parodie auf den „Werther“, die „Freuden des jungen Werthers“, veröffentlicht hatte, wollte sich und die von ihm herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek“ durch diese Absage nicht überzeugen lassen, wobei sein Argwohn auch sonst noch überall Feindschaft Goethes gegen sich

witterte. So schrieb er am 28. Dezember 1775 an Merck: „Ich habe einen Brief in Händen gehabt, worin ein namentliches Pasquill auf mich: ‚Ourang-Outang, von einem vertrauten Freunde des Hrn. G.‘ einem Buchhändler zum Verlage angeboten wird . . . Ich schreibe Ihnen dieses, m. bester Fr., damit Sie es wissen, und es allenfalls durch Sie auch Hr. Goethe wisse, daß ich von allen den kleinen Menéen [Anschlägen], die ihm wahrhafte Schande machen, unterrichtet bin, und daß ich sie verachte.“ Die Antwort Mercks stellt die Situation, in der sich der junge Goethe als der vorherrschende Geist, dem alles zuzutrauen keine Torheit groß genug war, befand, so treffend dar, daß keine spätere Beschreibung der für unseren Gegenstand so wichtigen Zusammenhänge diese unmittelbar aus dem Leben gegriffene zu ersetzen vermag. Nachdem er die Zuträger und Anekdotensammler gebrandmarkt hat, fährt er fort, indem er Goethe charakterisiert: „Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! . . . Er folgt ganz seiner Laune, unbekümmmert über die Folge ihrer Moralität, allein was er auch über Sie gesprochen und geschrieben haben mag, so ist's nichts als faunischer Mutwillen — zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquillen und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele, und zweitens die Zeit nicht, weil sein Kopf voll immer neuen Träumereien schwirbelt. Von dem neuen Pasquill hab ich nirgends kein Wort gehört, und kann auf meine Ehre versichern, daß ich nichts davon weiß[1]). Ein Buch ließ sich von allen dem Törichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da, mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die, wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgers Rechtes verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber Gottlob kein Jota wahr ist.“ Freilich war die Gegnerschaft Nicolais zu tief in unausgleichbare Gegensätze verwurzelt, als daß ihn solche Fürsprache hätte zur Aufgabe seiner Meinung bewegen können. In sein Exemplar eines zu Hanau 1775 erschienenen Pasquills „Eloge de feu Monsieur **nd Ecrivain très célèbre en poésie et en prose. Dédié au beau sexe de l'Allemagne“[2]) schrieb er: „Platte und niederträchtige Satire von Goethe auf Wieland“. Auch ein „Sendschreiben an die Grazien et adressé an die H. H. Poeten von ganz Europa zu beliebiger Besorgung“[3]) erfuhr die Ehre, Goethe zugeschrieben zu werden; die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ erklärte in ihrer Rezension dieses Gerücht für höchst unbegründet: „Es fehlt zwar nicht an Apostrophen darin, und auch nicht an wilden, derben, ins Zotenmäßige fallenden Ausdrücken; die Grazien werden Himmelssackerments genannt und mit Exkrementen unterhalten. Allein es ist zu bekannt, daß Herr Goethe in dieser Art zu schreiben viel Nachahmer gefunden hat, denen es denn dabei an seinen Vorzügen fehlt; und man würde sehr unbillig sein, wenn man alle Arbeiten dieser Nachahmer auf seine Rechnung schreiben wollte.“

Die satirische Absicht von Lichtenbergs witziger „Bittschrift der Narren“, die in ihrer Anmerkung Goethes Autorschaft fingiert, ist so unverhüllt, daß ich nicht darauf einzugehen brauche. Wenn es auch nicht die schonendsten Waffen waren, mit denen der literarische Kampf

[1]) In der Tat scheint es nicht erschienen zu sein.
[2]) Es ist angeblich von Lenz.
[3]) Goedeke gibt Philipp Christoph Kayser als Verfasser an.

in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts geführt wurde, so dürfen sie doch keinesfalls mit den vergifteten Pfeilen verglichen werden, die, im Jahre 1823 und, wiederholt, im folgenden Jahre, die unter dem Pseudonym Friedrich Glover verborgenen Chr. H. G. Köchy und J. H. Chr. Vogler hinterhältisch und aus abstoßend häßlicher Gesinnung gegen Goethe abschossen. Nicht daß sie in ihrem Pamphlet „Goethe als Mensch und Schriftsteller" dem Angefeindeten die Verfasserschaft der zuerst 1685 und seitdem mehrfach erschienenen „Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares foeminarum, Hoc est, Pulices" von Opizius Jocoserius[1]) beilegten, stempelt ihren Angriff zu einem der niedrigsten, die jemals gegen Goethe gerichtet waren, sondern die Begründung und Glossierung, mit der sie ihre Fiktion versahen. Um den Leser mit Goethegegnern auch aus dieser Gesinnungssphäre bekannt zu machen, sei ihm die betreffende Stelle nicht vorenthalten: „Er hatte den gar artigen oder, um uns eines andern seiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, den gar neckischen Einfall, diese Schrift seiner Friederike [Brion] zu dedizieren, die, wie er in der Biographie erzählt, ‚ein artiges Stumpfnäschen hatte, das so frei in die Luft forschte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte'. Gewiß war auch alles andere an ihr ‚gar schön und natürlich', und Goethe — denn wie in aller Welt hätte er sonst auf die Dedikation verfallen können — wußte aus praktischer Erfahrung, daß in dem Gehege Friederikens unzählige schwarzbraune Tierchen umherstreiften, die schon den römischen Damen unter dem Namen pulices bekannt waren. Diese animalcula fusca[2]) fesselten seine ganze Aufmerksamkeit und nahmen sogar sein Dichtertalent in Anspruch, wie man aus den poetischen Epitheten sieht, wodurch er sie in der Dedikation verherrlicht . . . Indessen ward er auch eifersüchtig auf die Tierchen, und er konnte zuweilen in Wut geraten, wenn er gewahrte, daß sie den schneeweißen Busen Friederikens an tausend Stellen gerötet hatten. Man dürfe sie inzwischen, meinte er, nach den gelinderen Grundsätzen des neuern Kriminalrechts für ihren Frevel nicht mit dem Tode bestrafen; höchstens sei nur dasjenige auf sie anwendbar, was das römische Recht vom damno injuria dato[3]) verordnet. Darüber entstand ein Wortwechsel zwischen ihm und Friederiken; sie war nämlich andrer Meinung und erklärte seine gelehrten Reflexionen für Unsinn. Dies nahm Goethe sehr übel; bald aber ward er selbst mißtrauisch gegen seine frühere Ansicht, begann nun über den Gegenstand des Streits genauer nachzudenken, und das Resultat seiner Meditationen war am Ende die vortreffliche Schrift."

Solange der Anteil Goethes an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" wie der Lenzens an den sogenannten Sesenheimer Liedern nicht entschieden ist, wird es immer einen Rest von Besprechungen und Gedichten geben, die vielleicht fälschlicherweise Goethe zugeschrieben werden.

Goethe selbst hat das Gedicht eines anderen, J. G. Jacobis „Sommer-Tag", 1815 in seine Werke aufgenommen; Gedichte von A. S. von Goue, J. D. Gries, J. C. A. Heinroth [Treumund Wellen-

---

[1]) Otto Philipp Zaunschlieffer
[2]) dunkelfarbigen Tierchen
[3]) durch Beleidigung zugefügten Schaden

treter] u. a. gingen unter seinem Namen, aber es ist auch vorgekommen — der Kuriosität halber sei es angemerkt —, daß z. B. das „Veilchen" für eine Schöpfung Gleims ausgegeben wurde. Am 17. September 1826 erschien im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" das Gedicht „Goethes vielfacher Dank für die Feier seines Geburtstages in Berlin", die respektlose, an Goethes schwaches Dankgedicht aus dem Jahre 1825 anknüpfende Mystifikation eines Dr. J. Lehmann, die von jedem Einsichtigen sofort als solche erkannt wurde.

Wenn Schiller am 6. Dezember 1796 über den in den „Horen" erscheinenden Roman „Agnes von Lilien" [von Karoline von Wolzogen] an Goethe schrieb, die Schlegels zweifelten keinen Augenblick daran, daß er von ihm sei, so konnte Goethe am 7. antworten, es habe jemand eine ansehnliche Wette verloren, weil er ihn hartnäckig für den Verfasser des Herrn [Lorenz] Stark [von J. J. Engel] gehalten. Selbst die ihm wesensfremden „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" [von Wackenroder und Tieck] erfuhren das Schicksal, Goethe zugeschrieben zu werden.

Hiermit überlasse ich den Gegenstand dem allgemeinen Finderglück, das aus der Brief- und Zeitschriftenliteratur jener Jahrzehnte gewiß noch manchen Fund zutage fördern wird.



Neuigkeiten 1921.

Bapp, Prof. Dr. K., **Aus Goethes griechischer Gedankenwelt.** Goethe und Heraklit nebst Studien über des Dichters Beteiligung an der Altertumswissenschaft. (Erbe der Alten. 2. Reihe, Bd. 6.) In Vorbereitung.

Bilabel, Prof. Dr. Friedrich, **Die ionische Kolonisation.** Untersuchungen über die staatliche und kultliche Organisation der ionischen Kolonien und ihre Beziehungen zu den Mutterstädten. 256 Seiten. Groß-8°. M. 28.—

Bürger, Gottfried August, und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. Herausgegeben von Dr. Erich Ebstein. 222 Seiten 12°. Im Stil der Zeit gebunden M. 40.—

Dasselbe. In nur 200 handnumerierten Abzügen hergestellte Ausgabe auf schwerem Maschinenbütten mit 15 zum Teil bisher noch nicht veröffentlichten Tafeln in Lichtdruck. In handgebundenem Halblederband M. 250.—

Bürger, Prof. Dr. Otto, **Venezuela.** Eine Landes- und Wirtschaftskunde. Mit einer mehrfarbigen Karte. In Vorbereitung.

Graber, Dr. Georg, **Sagen aus Kärnten.** Gesammelt und herausgegeben. 3. unveränderte Aufl. XL und 438 Seiten. Groß-8°. M. 40.—, geb. M. 50.—

Ins Herz hinein! Eine Sammlung von Sprüchen und Liedern zum Schulgebrauch in sittlicher Unterweisung. Im Verein mit anderen herausgegeben von Walter Kluge. 2. vermehrte Auflage. 144 Seiten. Groß-8°. Kart. M. 10.—, geb. M. 15.—

Kantorowicz, Prof. Dr. Herm., **Einführung in die Textkritik.** Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen. Mit 3 Stammtafeln. IV und 60 Seiten. Groß-8°. M. 10.50

Kiesling, Oberstlt. Hans von, **Orientfahrten.** Zwischen Aegeis und Zagros. Mit zahlreichen Abbildungen und einer mehrfarbigen Karte. In Vorbereitung.

Neuigkeiten 1921.

Lichtenbergs Briefe an Johann Friedrich Blumenbach. Herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. IV und 136 Seiten. 8°. M. 20.—, geb. M. 27.—

Ninck, Dr. Martin, **Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten.** Eine symbolgeschichtliche Untersuchung. VIII und 190 Seiten. Groß-8°. M. 24.–

Reiße, E., und H. **Wahls, Wanderliederbuch.** 7. Aufl. VIII und 152 Seiten. 16°. Kart. M. 4.–

Riemann, Prof. Dr. Rob., **Rednerschule.** Die Kunst der politischen und wissenschaftlichen Rede vor der Öffentlichkeit. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. VIII und 108 Seiten. 8°. M. 8.–, geb. M. 12.–

Riemann, Prof. Dr. Rob., **Schwarzrotgold.** Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815. 215 Seiten. Groß-8°. M. 21.–, geb. M. 28.–

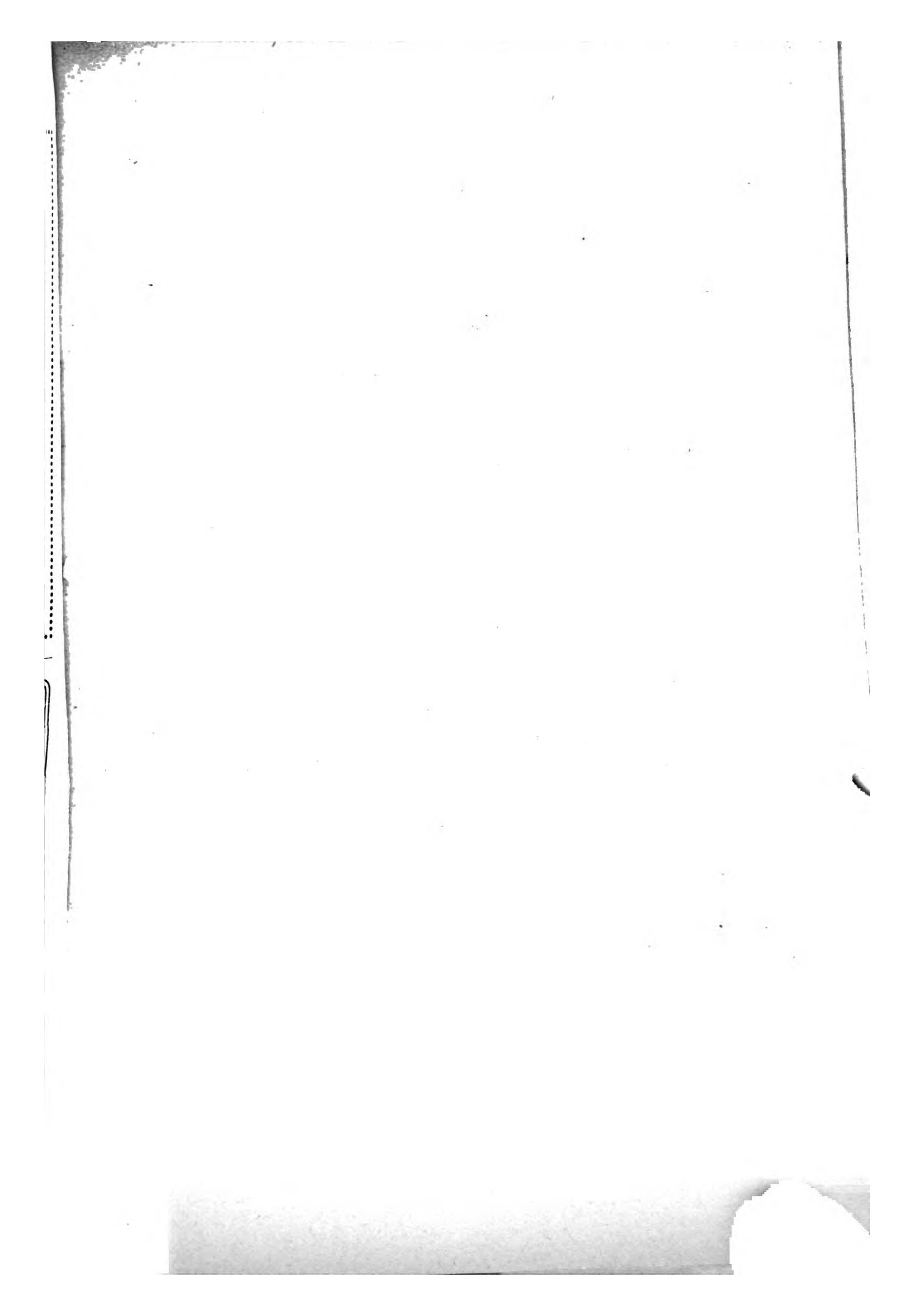
Rösler, H., **Unbezopfte Elektrizitätslehre** für die Volksschule. Mit zahlreichen Abbildungen. M. 24.—, geb. M. 30.—

Schweizer, Dr. Werner, **Die Wandlungen Münchhausens.** VIII und 175 Seiten. Groß-8°. M. 16.—, geb. M. 23.—

Stemplinger, Dr. E., **Horaz im Urteil der Jahrhunderte.** IV und 212 Seiten. Groß-8°. (Erbe der Alten, zweite Reihe, Bd. 5.) M. 24.—, geb. M. 30.—

Voigt-Oschatz, Dr. M., **Mit Kescher und Lupe.** Biologische Streifzüge für jung und alt durch die Tierwelt der Binnengewässer. Mit 46 Abbildungen und einem mehrfarbigen Umschlagbilde. M. 12.—, geb. M. 16.—

Zielinski, Prof. Th., **Die Antike und wir.** 5. unveränderte Auflage. M. 14.–, geb. M. 21.–




Princeton University Library
32101 068572591

